

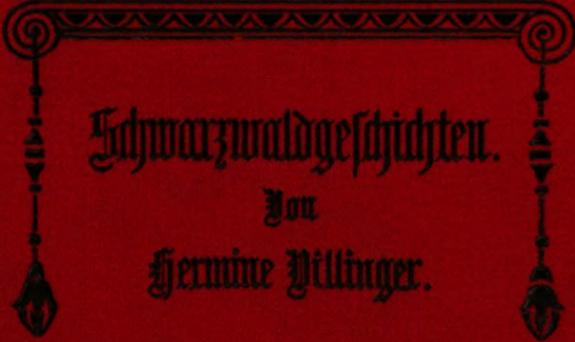
WIDENER



HN YTU5 9



ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.



Schwarzwaldgeschichten.

Von

Ferminé Hillinger.



51824.1.40

Engelhorn's Allgemeine

thek.



Harvard College Library

FROM

er Völker.

and. ☉

geb. 75 Pf.

Schreibt der „Ham-

aufzuweisen, das
Erstausgaben zwar,
ist. Eine Auswahl
von J. Engelhorn
und von 10 Bogen
sollte 50 Pf.,
n. Das ließ man
Romane, deutsche
gener Ausstattung
glücken? Würden
Wagnis vor den
Unternehmungen
gescheitert waren?
gen mit den rund
Engelhorn-Bände;
Bahnfahrt hinweg-
ver Alpen wie am
id was mehr wert
die Bände ein als
aken diesen großen
unlichen Billigkeit
als der sorgfamen
Zusammenstellung
deutschen Schrift-

sternern und Dichtern — es seien nur Paul Heyse, Spielhagen, Hans
Hopsen, Paul Lindau, Adolf Wilbrandt, Rich. Vogt, Ernst v. Wolzogen
genannt — die beliebtesten Erzähler des Auslandes, vor allem Engländer
und Franzosen, dann die Skandinavier, Italiener, Spanier, Polen,
Russen, Ungarn etc.

Die bisher erschienenen, in dem na
können fortwährend durch jede Buchha
brochirten und 75 Pf. für den gebu

mane
r den

Band Erster Jahrgang.

1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Béro.
5. 6. Gréville, Wassilissa.
7. Aïde, Bornahme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Salévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dofina.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Waise.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen, Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Band Dritter Jahrgang.

1. 2. Vemin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Nacht und Wahn.
4. Schjörning, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marryat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savells Bührung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Dasqué, Die Glocken von Flurs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Rißer sen.
17. Jopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

Band Zweiter Jahrgang.

1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3. Lindau, Helene Jung.
4. Bret Harte, Maruja.
5. Die Sozialisten.
6. Salévy, Criquette.
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Sarjeon, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Sarina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Seuillet, Die Verstorbene.
20. Jopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Berlin.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Band Vierter Jahrgang.

1. 2. Saggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosa.
4. Seuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Vemin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voss, Kinder des Südens.
13. 14. Sogazzaro, Daniele Cortis.
15. Sarjeon, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Exzellenz.
19. Sarina, Um den Glanz des Ruhmes.
- 20-22. Daudet, Der Rabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

- Band Fünfter Jahrgang.**
1. 2. Soyfen, Robert Leichfuß.
 3. Daudet, Der U sterbliche.
 4. Oulda, Lady Dorotheas Gäste.
 5. 6. Memini, Marcheja d'Arcello.
 7. Was der heilige Joseph vermag.
 8. v. Glümer, Alexfa. — Keine Illusionen.
 9. 10. Phillips, Wie in einem Spiegel.
 11. Kielland, Schnee.
 12. Claretie, Jean Mornas.
 13. 14. Wood, Auf der Fährte.
 15. v. Roberts, Satisfaktion.
 16. Gravière, Die Scheinheilige.
 17. 18. Ohnet, Doktor Kameau.
 19. Peschkau, Frau Regine.
 20. de Maupassant, Zwei Brüder.
 21. 22. Sarina, Mein Sohn.
 23. Gréville, Dofias Tochter.
 24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
 25. 26. Daudet, Numa Koumestan.

- Band Siebenter Jahrgang.**
1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
 3. Ohnet, Die Seele Pierres.
 4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
 5. 6. Aldé, Imogen.
 7. Daudet, Fort Tarascon.
 8. Soye, Ein Mann von Bedeutung.
 9. 10. Galltin, Ohne Liebe.
 11. Norris, Die Erbin.
 12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
 14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
 15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
 16. 17. Jaggard, Oberst Quaritch.
 18. Peschkau, Noras Roman.
 19. de Renzis, Auf Borposten und andere Geschichten.
 20. 21. de Tinsseau, Berstegelte Lippen.
 22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
 23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
 24. 25. Delyit, Wie's im Leben geht.
 26. de Renzis, Verhängnis.

- Band Sechster Jahrgang.**
1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komtes.
 3. de Tinsseau, Eine Sirene.
 4. Phillips, Jack und seine drei Flammen.
 5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
 7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
 8. Conway, Wunderbare Gaben.
 9. 10. Ohnet, Letzte Liebe.
 11. Voß, Die Sabinerin.
 12. Memini, Mia.
 13. 14. Croker, Diana Barrington.
 15. v. Zeigel, Der reine Thor.
 16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
 17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
 19. Phillips, Die verhängnisvolle Pyrrne.
 20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
 22. Serao, Achtung Schildwache.
 23. Rabuffon, Salonidylle.
 24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
 26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

- Band Achter Jahrgang.**
1. 2. Croker, Jrgend ein Anderer.
 3. Gordon, Fräulein Nefeda. — Ein Mann der Erfolge.
 4. Seuillet, Künstlerehre.
 5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
 7. Norris, Die geprellten Berschwörer.
 8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
 9. 10. Remin, Ein Genie der That.
 11. Poradowska, Mißsa.
 12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
 14. Colombi, Im Reiskfeld. — Ohne Liebe.
 15. Maivet, Eine Künstlerin.
 16. 17. Gunter, Miß Niemand.
 18. Seyse, Das Marienkind.
 19. Villinger, Schwarzwaldbgesichten.
 - 20-22. Daudet, Jack.
 23. Der schwarze Koffer.
 24. Maivet, Der Affenmaler.
 25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Achter Jahrgang. Band 19.

Schwarzwaldgeschichten.

Von

Hermine Dillinger.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1892.

518210.1.1110

✓



Harrison W. Smith

Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

H

1832.

Freiburg, 14. Februar 1832.

Ich danke Dir für das hübsche Buch mit der prächtig gestickten Decke, liebe Schwester, und Dein Wunsch, ich möchte alles, was in mir und der Heimat vorgeht, für Dich hineinschreiben, soll erfüllt werden. Dann leben wir wieder zusammen, wie vor wenigen Jahren, und Dein Versprechen, das nächste Jahrbuch noch schöner auszustatten, als das erste, soll nicht der Hauptgrund sein, wenn ich dieses tüchtig ausfülle, — denn, liebste Cato, was gibt es jetzt nicht alles zu erzählen, in welcher Zeit leben wir! Unser kleines Freiburg ist aus dem Schlendrian des Alltagslebens aufgewacht, und Deine Bemerkung: „Ist es wahr, daß man in Süddeutschland ganz polentoll sein soll?“ zeigt mir leider, daß Du schon etwas angesteckt bist von der strengen, kritischen Art des Denkens, wie es den Menschen im Norden eigen.

Als Polen noch im Kampfe mit Rußland stand, als die Riesenmacht desselben der kleinen polnischen Schar oft weichen mußte, als das begeisterte polnische Volk, seinem Losungsworte getreu — Sieg oder Tod — Wunderthaten verrichtete und schließlich durch vaterländischen Verrat seinen Untergang fand, da füllte Bewunderung und Mitleid jede Brust. Aber sie waren doch nur vorübergehend, diese Gefühle, so lange man eben die Zeitung in der Hand hielt.

Wie anders wirkt nun der Anblick der erhabenen Trümmer des edlen Polenvolkes! O wunderbare Zeit einer allgemeinen Begeisterung, eines allgemeinen Vergessens jedes selbstischen Denkens und Thuns, eines allgemeinen Wohlwollens!

Am Samstag nach dem Tage ihrer Ankunft sahen wir die ersten polnischen Helden im Theater; es war natürlich mehr dieser als der „Stummen von Portici“ wegen bis auf den letzten Platz besetzt. Leider hatte ich meinen Mann an diesem denkwürdigen Abend nicht zur Seite; Du kennst seine Abneigung gegen öffentliche Ovationen und was damit zusammenhängt.

Der Polen Eintritt wurde mit einem stürmischen Hoch begrüßt, worauf Grotecki von unserer Loge herab eine Rede hielt, in der er Deutschlands Freiheitseifer pries und mit einem warmen: „Es leben die braven Deutschen!“ schloß. In den Zwischenakten sangen unsre Musensohne Bundes- und Freiheitslieder, man schüttelte sich die Hände, weinte und war des Leides und der Begeisterung gleich voll.

Ich saß in unsrer Loge zwischen Grotecki und Zarembecki, der so traurig ist, daß die Polen selbst ihm einmal ein Hoch brachten, als er lächelte. Und daran war Lenchen schuld, bei deren Vater die beiden Polen eine feurige Aufnahme gefunden.

Lenchen erzählte mir, daß sie noch spät am Abend ihren Bruder den Polen entgegen gesandt, damit er mindestens einen heimbringe. Es sei Mitternacht geworden, sie habe schon die Hoffnung aufgegeben, da sei Hermann plötzlich mit dem Rufe: „Ich hab' zwei!“ ins Zimmer gestürzt.

Von allen Polen, die ich bis jetzt gesehen und gesprochen, ist es Grotecki, der mir den bedeutendsten Eindruck macht. Er ist ein Mann von ungefähr sechsunddreißig

Jahren, hat durchaus nicht schöne, aber interessante Züge, einen feurigen Blick und einen blonden Schnurrbart; er trägt einen schlichten, gelben Flausüberrock und eine schwarze Pelzkappe. Im Verkehr ist er ungemein chevaleresk und beinahe sanft zu nennen, besonders den Damen gegenüber; hat man ihn aber einmal über sein Vaterland oder öffentlich reden hören, begreift man, daß er bei seinem Volke ebenso viel mit dem Worte, als bei dem Feinde mit dem Schwerte ausgerichtet hat.

21. Februar.

Sonntag wurde der polnische Feldherr Kosinski von Welfers Loge herab im Theater vorgestellt. Lenchens Vater hatte einen die Polen verherrlichenden Gesang gedichtet, der bei Eröffnung der Bühne von einem Sänger vorgetragen wurde; das Corps der Männen, die Studenten und Damen in den Logen begleiteten den Gesang. Dann hörten wir zum erstenmale „Oberon“ von Carl Maria von Weber, und die Begeisterung für diese herrliche Oper riß die Herzen in einer Weise hin, daß man in eine Stimmung geriet, deren Zauber ich nicht zu beschreiben vermöchte.

Grotecki fragte mich im Zwischenakte nach meinem Manne, ob er nicht polenfreundlich gesinnt sei, da man ihn nirgends sehe. Ich sagte ihm, daß Kaver seit zwölf Jahren an einem geschichtlichen Werke arbeite, welches sein ganzes Interesse in Anspruch nehme. „Ist das für Sie sehr angenehm?“ fragte Grotecki. Diese Bemerkung verwunderte mich etwas. „Die Hauptsache ist doch, daß ich stolz auf meinen Mann sein darf,“ gab ich zur Antwort. „Ich war noch sehr jung und dachte nicht daran, daß ich jemals seine Frau werden könnte, aber schon damals durchschauerte mich seine Beredsamkeit, sein leuchtender Blick, wenn er davon sprach, daß wir wohl aus der Geschichte

wußten, was einzelne Große dachten und leisteten, daß uns aber das Leben des Volkes und seine Entwicklung fast völlig unbekannt sei. Und daher hat er sich die große Aufgabe gestellt, die Geschichte der deutschen Handwerker zu schreiben.“

Uebrigens war ich froh, hinzufügen zu können, daß mein Mann mich auf den Ball begleite, der zu Ehren der Polen im Kaufhaussaale stattfinden sollte, und zu welchem nur Freigeistige eingeladen waren. Nun weißt Du aber, Eaton, was mein lieber Professor für Eigenheiten hat, und wie's ihn schwer ankommt, sich aus den längst vergangenen Zeiten, in denen er wühlt, plötzlich in der Gegenwart zurechtzufinden. Dein Ludwig ist eben nur wenige Jahre älter als Du, und da macht sich alles viel kameradschaftlicher zwischen Eheleuten. Mein Mann ist vierzig, ich zwanzig; er behandelt mich wie ein Kind, und ich habe zu schweigen, wenn er sich gelegentlich wie ein solches beträgt. Schrieb ich Dir nicht, daß er kürzlich der Hofrätin Sottifen sagte wegen ihrer falschen Anwendung der Artikel? Und weißt Du auch, was ihn zuerst auf mich aufmerksam gemacht? Durchaus nichts Neußerliches, sondern die für eine Freiburgerin so seltene Beherrschung des Dativ und Accusativ.

1. März.

Nun sollst Du eine getreue Schilderung des erhabendstenalles meines Lebens haben. Zuvörderst — ich trug eine neue Frisur, sogenannte Reigelocken, buschig, aber leicht, wie frisch gefallener Schnee.

Mein lieber Professor benahm sich zu Anfang desalles musterhaft; Du weißt, wie seelensgut er ist, wie's ihn freut, mich froh zu sehen. Als Grotdecki mit einer Anzahl Polen mir entgegenkam, ließ mein Mann sofort

meinen Arm los mit den Worten: „Nun tanz', lieb's Weible, so lang' dir's gefällt.“

Ich machte ihn mit meinen Polenfreunden bekannt, aber leider wußte er nicht viel mit ihnen anzufangen, und bald sah ich ihn mit Rotted, Welker und Lenchens Vater in einer Ecke des Saales sitzen und wußte ihn somit gut aufgehoben.

Ich tanzte nur mit Polen; o Caton, es sind Kavaliere in des Wortes idealster Bedeutung! Fast alle tragen das Haar lang, und ihre meist bleichen, feinen Gesichter haben einen unendlich melancholischen Ausdruck, was sie jedoch nicht hindert, wie von Sinnen darauf loszutanzten.

Ich fragte Grotcki: „Tanzen Sie aus Schmerz so wild?“

„Nein,“ entgegnete er, „das thun wir aus Temperament.“

Lenchens Bruder, der gestern achtzehn Jahre geworden und seinen ersten Ballabend feierte, verzichtete den Polen zuliebe auf jedes Engagement. Grotcki erzählte mir, daß der junge Hermann der Polen auserkorener Liebling sei, zugleich aber auch aller Schrecken, denn er trenne ihnen auf offener Gasse die Knöpfe von den Röcken, um sie unter die Damen zu verteilen, auch rage ihm stets ein Stammbuch aus jeder Rocktasche, und er ruhe nicht, bis man sich auf einem Blättchen mit seinem Namen verewigt.

„Ueberhaupt,“ sagte Grotcki, „wie können wir uns jemals einer so großen Güte, einer so edlen Zuvoorkommenheit würdig zeigen! Wie ich höre, Madame, sollen Sie und Demoiselle Lenchen sogar für das Weißzeug der ihrer Habe beraubten Flüchtlinge Sorge tragen?“

„Gestehen wir,“ sagte ich, „daß mit dem Weinen und Singen im Theater nicht viel geholfen ist.“

„Das ist deutsch,“ meinte er lächelnd, „unsere Polinnen würden es dabei bewenden lassen.“

„Sie sind gewiß sehr schön, die Polinnen, nicht wahr?“

„Ja, wir haben herrliche Frauen, aber man muß sie in Warschau gesehen haben, in den vornehmen Kreisen der polnischen Welt, wo sie durch ihre Genialität und ihren wunderbaren Esprit sich ebenso als durch ihre Schönheit auszeichnen; in den Rahmen eines peinlich geregelten Haushaltes einer deutschen Kleinstadt würden sie weniger passen.“

„O,“ rief ich aus, „nichts wünsche ich sehnlicher, als eine Polin kennen zu lernen!“

Da lächelte Grotcki höchst sonderbar, und als ich ihn eben nach der Ursache seiner Heiterkeit fragen wollte, näherte sich uns Bilinski. Dieser Mensch trägt Locken bis auf die Schultern, er ist eine Karikatur der Melancholie, seine Trauer erstreckt sich bis auf die Fingernägel. Mit ihm zu sprechen, gehört zu den größten Fatalitäten der Welt, denn eh' man sich's versteht, liegt er einem schluchzend am Halse, und man hat das Bewußtsein, eine höchst lächerliche Rolle zu spielen.

Wir saßen Xaver gegenüber, der die verwitwete Hofrätin zu Tisch geführt. Welker war der erste, welcher eine Rede hielt, dann Lenchens Vater und einige andre Staatsräte. Fast immer war es Grotcki, welcher antwortete, ach, und wie flossen ihm die Worte von den Lippen! Die Gedanken schienen ihm nur so zuzufliegen, und in vollendeter Sprache und schönster Form gab er sie den Hörern zum Besten. Wer fühlte sich nicht geehrt und gehoben, als er Badens Teilnahme pries, als er Freiburgs Frauen ein Hoch brachte, mit einer Stimme, die wie Posaunenton durch den Saal hallte. Und dann, als er in herzbrechenden Worten seine Heimat schilderte, sein schönes, stolzes Polen, das nun in Asche lag, als er das grauenerregende Schicksal eines jeden einzelnen unter ihnen beschrieb und mit der

Frage schloß: kennt die Freiheit größere Märtyrer als Polens unglückliche Söhne?

Alles meinte laut: „Es lebe die Freiheit,“ ging's von Mund zu Mund, — „Polen hoch!“

Lenchen hing an meinem Halse: „O Anna,“ flüsterte sie, „wir wollen eine Revolution anstiften — Hermann ist gleich dabei — wir gehen von Haus zu Haus und feuern die Männer an — wenn du willst, kommt's gewiß zu stande! . . .“

Ihre Reden machten mich ganz wirr, der Wunsch, zu helfen, zu rächen, entflammte auch mein Inneres, allein ich war überzeugt, daß ich mit solchen Gedanken meinem Manne nicht kommen durfte.

Es war die Hofrätin, welche uns aus dem höchsten Empfinden in die banale Wirklichkeit zurückführte. „Wissen Sie auch 's Allerneust,“ sagte sie in ihrem unverfälschten Freiburger Dialekt zu meinem Manne, „ich hab' gehört, sie hätten der Mönz zu einem Justilieuaner gemacht, hinten im Württembergischen, und er sei ein Fürstenknecht geworden mit dreitausend Gulden Gehalt und hab' dafür Freiburg verraten.“

„Frau Hofrätin,“ erklärte mein Mann, „das sind böse Reden, die Sie nicht hätten wiederholen sollen —“

„Freilich,“ ereiferte sie sich, „ich laß mir nicht der Mund verbieten, wenn ich was weiß, und wenn wir in der Mönz unser Vertrauen gesetzt und geglaubt, er gehör' zu die Freisinnigen, so darf der Konträr nicht verschwiegen bleiben . . .“

Mein Mann klopfte ans Glas und erhob sich: „Unsern werten Gastfreunde, die wir mit so warmer Sympathie bei uns empfangen, gestatten mir wohl, hier ausnahmsweise eines deutschen Mannes zu gedenken; der böse Leumund hat sich seiner bemächtigt, und ich halte es für meine Pflicht,

den Anwesenden ins Gedächtnis zu rufen, was für ein echter deutscher Kämpfer dieser Mann stets war, der Anno vierzehn gefungen: ‚Geliebtes Volk der freien deutschen Eichen!‘ Der Fehler nun, der ihn aus Freiburg fortgetrieben, ist freilich ein sehr großer, allein er dürfte deshalb einigermaßen verzeihlich sein, als er mit Falschheit oder Verrat nicht das geringste zu thun hat. Mönz ist einfach ein Nachtrager, die Generosität des Vergessens fehlt ihm, und sich daher außer stande fühlend, unsern werthen Gästen ein freundliches Gesicht zu zeigen — nur aus kleinem Mergel, weil Polen Anno vierzehn nicht ganz so enthusiastisch für Deutschland schwärmte, als er es damals für nötig fand — macht er sich aus dem Staube und erlaubt sich ein paar Kraftäußerungen rein privater Natur. Abgesehen von dieser beklagenswerten Schwäche, erkläre ich hiermit, daß es keinen deutscheren, keinen freisinnigeren und keinen braveren Menschen gibt, als mein Freund Mönz, auf dessen Wohl ich dieses und noch manches Glas leeren werde.“

Rotteck war der erste, welcher meinem Manne die Hand drückte; die Studenten brachten ihm ein Hoch, mir aber wäre angenehm gewesen, der Boden hätte sich aufgethan und mich verschlungen; ich getraute mir nicht, Grotteck anzusehen, und die Todesstille der sonst so lebendig sich äuffernden Polen bewies genugsam, was sie von den Gefinnungen meines Mannes hielten. Die Hofrätin aber verkündete: „Meiner Lebtag laß ich mich nicht mehr von Ihnen an der Tisch führen, Herr Professor, denn jedesmal machen Sie mir eine Geschicht! Auf mich haben Sie jetzt der Leumund gemünzt und blamieren mich in einer öffentlichen Reb’, und das letztemal haben Sie mir Sottisen gemacht über der ganz harmlosen Bemerkung, daß ich mitten durch der dicke Schmuß in die untere Pfarrei gegangen sei.“

„Liebe Frau Hofrätin,“ sagte mein Mann und hielt ihr lächelnd das Glas hin, „es ist ja nur der Accusativ, der unsre Seelen zuweilen entzweit.“

Sie schaute ihn höchst verwundert an: „Ich kenn' ja der Kerl gar nicht.“

„Das ist's ja eben,“ lachte mein Mann auf. Er blieb, als sich alles vom Tische erhob, ganz allein sitzen; er müsse erst wieder seine Schuhe anziehen, sie hätten ihn gedrückt, und er sei nicht der Mann, sich von irgend etwas brücken zu lassen, am wenigsten von seinen Schuhen. Alles lachte, und es nahm sich höchst spaßhaft aus, wie sich die jungen Akademiker um die Ehre stritten, ihrem Professor die Schuhnestel zu binden. Ich aber schämte mich seiner großen Nonchalance und wünschte von Herzen, unsre Deutschen profitierten etwas von den chevaleresken Sitten der Polen.

3. März.

Lenchen kam heute in aller Frühe angestürzt — wir saßen noch beim Kaffee — warf einen Knäuel schwarzrotgoldener Bänder mitten auf den Tisch und stimmte die Marseillaise an.

„Oho,“ sagte mein Mann, „kann man noch fertig frühstücken?“

Da wurde das kleine Lenchen ganz wild: „Lachen Sie nur, Herr Professor, es geschieht doch! In Hambach und bei uns zugleich, und ich bin der Meinung, man setzt sofort Rußland an allen Ecken und Enden in Brand —“

„Lenchen,“ fiel ihr mein Mann ins Wort, „das keinem Käse was zu Leid thun kann, will die Herren Russen an Grausamkeit übertreffen?“

Da flog sie wie ein Wirbelwind durchs Zimmer. „In mir ist nichts als Rache, ich kann nicht still sitzen und zusehen, wie man die edelste Nation hinschlachtet, ich muß

helfen, und ist's auch nur durch das Anstimmen der Mar-
feillaise — wer jetzt maßvoll ist und neutral, der ist ein
Unmensch, ein Aristokrat — das Maß hat noch nie etwas
ausgerichtet, nie!"

„Verblendete kleine Person," sagte mein Mann. „Alles
richtet das Maß aus in der Welt, denn aus ihm spricht
der Friede, und der Friede ist das Glück der Völker, nicht
Krieg und Revolution.“

„So soll man sich lieber knechten lassen, als rebellieren!"
schrie Lenchen.

„Halt, liebes Kind, die Revolution, die Sie jetzt im
Sinn haben, geschähe aus Mitleid für die Polen, und
glauben Sie mir, das wäre in der Zukunft ein wunder-
liches Datum in der Geschichte, wenn es hieße: das träge
Deutschland wachte endlich auf und richtete sich zu Grunde
für Polens Sache. Nährt den armen Flüchtigen Hemden
und laßt sie hoch leben, heult mit ihnen, so viel ihr wollt,
wenn's euch Spaß macht, aber," — und er packte die
Bänder auf und warf sie in den Ofen, — „damit befaßt
euch nicht, das ist zu ernsthaft.“

Nachdem mein Mann gegangen, saßen wir eine Weile
still; plötzlich brach Lenchen in die schluchzenden Worte aus:
„Man hat Zarembeckis fünfzehnjähriges Schwesterchen nach
Rußland geschleppt, wo es vor Heimweh gestorben ist —
o Anna, dafür hab' ich wollen Rußland in Brand stecken!"

30. März.

Grotecki sucht mich fast täglich auf; ich bemühe mich,
durch mein Benehmen so viel als möglich die kühle Zurück-
haltung meines Mannes auszugleichen. Daß Grotecki sich
durch dieselbe verletzt fühlt, merke ich an der stolzen Art
und Weise, womit er Xaver aus dem Wege geht, wie er
auch vermeidet, von ihm zu sprechen.

Ich hatte liebe Gäste; Lenchen, Jarembek und Hermann nahmen den Kaffee bei mir; auf Grotecki mußten wir warten; er allein ist nämlich von all seinen Mitbrüdern noch reich zu nennen, und so bringt ihn seine großartige Freigebigkeit beständig mit den Unbemittelten und Kranken zusammen, die ihn auf Tritt und Schritt verfolgen. Mit einem stürmischen: „Endlich schlägt mir die beste Stunde des Tages“, trat er über die Schwelle. Tief bewegt führte ich ihn zu meinem Lieblingsstiz am Fenster, damit er den schönen Blick aufs Münster und den dahinterliegenden Schloßberg genieße. Er zog es aber vor, die Namen der Bücher auf dem kleinen Gestell herunterzulesen: Schiller, Jean Paul, die Messias, Schulzes Zauberrose, Ehrenbergs Würde der Frauen, Herders Ideen zur Philosophie der Menschheit. „Das also lesen Sie, und das letztere mit Vorliebe, denn es ist voller Zeichen —?“

Ich nahm meine Arbeit und setzte mich Grotecki gegenüber; ich sagte ihm, wie dieses Buch mir so viel des Schönen und Guten gegeben, wie ich mich immer wieder an der reinen Humanität, an dem Wahren, Göttlichen erbaue, und die reine, überzeugende Sprache mich im Guten befestige und kräftige. Wir sprachen lange und eingehend von den höchsten Gütern der Menschheit — Freiheit, Freundschaft, Kunst und Natur. O Schwester, welch hohe Bildung zielt diesen Mann! An Beredsamkeit ist er ein Cicero, an Tapferkeit ein Kriegsgott. Und wie ergreifend ist es, wenn er mitten im Erzählen aufseufzt: „Als wir noch glücklich waren!“

Wir kamen überein, den Nachmittag durch einen Spaziergang auf den Schloßberg zu beschließen; der Abend war wundervoll; weit und breit zeigte sich kein menschliches Wesen; wir machten auf der Ludwigshöhe Halt, und es war mir eine stolze Freude, unsre Gäste vor die Gedenk-

tafel der Herzoge von Zähringen zu führen, den Erbauern und Stiftern der althehrwürdigen Stadt Freiburg. Bäume und Gesträuche rings um uns her prangten im zartesten Grün, im Hintergrunde erhob sich das noch mit Schnee bedeckte, jetzt von der Sonne beschienene Gebirge. Ach, und die schöne, weite Rheinebene, von den Vogesen zart umgrenzt, die ganze frühlingssatmende, friedlich vor uns ruhende Gotteswelt erschien mir plötzlich so schön, so herrlich und bezaubernd, wie nie zuvor in meinem Leben. Aber auch Lenchen mußte Aehnliches empfinden, denn sie breitete mit einemmal ihre Arme weit aus und rief in die tiefe Stille hinein: „O du mein liebes, liebes Freiburgle!“

„Ja auf liebe Freiburgle,“ sagte Zarembecki, und nichts war köstlicher, als ihn dies mit seinem melancholischen Gesicht, in der ernsthaftesten Weise vorbringen zu hören. Lenchen, die jedesmal, wenn er den Mund aufthut, sich vor Lachen nicht zu helfen weiß, rannte in den ersten besten Waldweg, wo sie sichernd auf eine Bank sank.

Zarembecki meinte: „Muß Mademoiselle Lenchen sehr, sehr, sehr zank,“ und beeilte sich, seinen Vorsatz auszuführen.

Währenddessen erzählte Hermann dem etwas zerstreuten Grotcki, daß die Studenten eine Illuminationsfeierlichkeit zu Ehren der Polen vorgeschlagen, bei den Stadträten aber übel damit angekommen wären, da die sechshundert Gulden Illuminationskosten zu Ehren des Erzbischofs die Stadt schon genug gekostet hätten.

„O, diese Philister,“ rief Hermann, „daß man von solchen Philistern abhängen muß!“ — „Wir Polen werden Freiburg auch ohne die Illumination nicht zu vergessen vermögen,“ sagte Grotcki, und sein Gesicht drückte eine so tiefe Trauer aus, daß ich mich beeilte, ihm einige heitere Episoden, die sich bei dem damaligen Fest ereignet, zum Besten zu geben. Er lächelte — herzlich lachen habe ich

ihn noch nie gehört — und küßte mir die Hand, indem er etwas in polnischer Sprache murmelte. Ich unterbrach ihn: „Es ist unfreundlich, den Leuten etwas in einer ihnen fremden Sprache zu sagen.“

„Und wenn mir nun das Herz zu übertoll gewesen wäre?“ lautete seine Antwort.

„Aus Ihrem Herzen kann doch nur Edles und Gutes kommen.“ Ich hatte noch nicht ausgerebet, als Lenchen wie ein Pfeil aus dem Waldweg geschossen kam und mich beim Arm ergriff:

„Um Gottes willen, komm,“ flüsterte sie, und eh' ich mich's versah, riß sie mich mit sich den Berg hinab.

„Anna, ich glaube, ich bin verlobt,“ stammelte sie halb lachend, halb weinend, „er behauptete, sein Herz habe eine große Hix', und als ich mich darüber totlachen wollte, unterstand er sich, mich zu küssen und kleine Braut zu nennen — und andres dummes Zeug.“ — Sie war nicht zu bewegen, sich von Zarembecki zu verabschieden, und ich brachte sie nach Hause.

12. April.

Lenchen kam diesen Morgen angestürzt mit der Nachricht, daß Zarembecki eben bei ihrem Vater sei. Wir weinten miteinander. Lenchen ist ohne Vermögen, Zarembecki hat gar nichts, nicht einmal eine Stellung; aber die energische kleine Person ist entschlossen, mit dem geliebten Manne nach Sibirien zu wandern, mit ihm zu hungern, wenn's sein muß. Und ich bin überzeugt, sie setzt ihren Willen durch, denn sie hat es noch immer fertig gebracht. Ich aber, wie soll ich mir das Leben ferner ohne Lenchen denken; mit ihr scheidet die Sonne aus meinem Dasein, was vielleicht eine Frau, die einen tüchtigen, edlen Gatten hat, nicht sagen sollte. Allein, liebe Caton, Dein Landbaumeister

hat eben Zeit für Dich, Ihr tauscht über Tisch Eure Gefühle gegeneinander aus, Ihr lest des Abends ein erbauliches Buch miteinander oder seht liebe Freunde bei Euch. Mein guter Mann kommt so müde zu Tisch, daß ich es für meine Pflicht halte, ihm die wenigen Augenblicke der Ruhe nicht auch noch durch Fragen und Reden zu stören. Ach, und welches Interesse hätte ich für seine Arbeit! Ich versichere Dich, ich beneide seinen Schreiber, ich denke manchmal — so viel wie der verstünd' ich auch, und noch mehr — und wie prächtig hätte ich Zeit dazu! Wenn man doch uns Frauen auch etwas zutrauen wollte!

24. April.

Welch' ein Glück! Lenchens Vater verlangte von Zarembedi, daß er sich in Freiburg niederlasse, und der edle Mensch tritt in die Kunzerische Sichorienfabrik ein und hängt seine flotte Manenuniform nebst allen Ansprüchen seiner Geburt an den Nagel. Das nenne ich eine Liebe! Ob Grotdecki einer solchen fähig wäre?

27. Mai.

Heute hat trotz allem Mißrathen und Untersagen von Oben ein Freiheitsfest in Ottilien von den Studenten und Bürgern, die das Hambacherfest im Geist mitfeiern wollten, stattgefunden.

Wir kamen von Litterweiler, wo Lenchen ihre Brautsträuble gab, als wir mitten in den Heimzug der über fünfhundert Männer gerieten, welche einem wandelnden Wald gleich einherzogen; sie trugen alle große Eichenäste und kamen singend die Karthäusergass' herauf; als sie unsrer ansichtig wurden, bildeten sie Spalier; ein paar Studenten sprangen hinten auf die Wagen, die Eichenzweige kreuzweis über die Freiheitsmänner haltend.

„Es lebe die Freiheit!“ umbrauste es uns. „Hoch, Deutschland! Hoch, Polen!“

Welfer, der mir gegenüber saß, sprach, dann Grotcki, und wie ein Lavaström goss sich das Feuer seiner Rede über die berauschte Menge. Ich weiß nicht, wie es kam — er küßte mich — in demselben Augenblick vernahm ich ein lautes Auflachen, und das wutverzerrte Antlitz Bilinskis beugte sich über den Wagenschlag. Er wollte etwas sagen und hob die Faust gegen Grotcki, allein schon waren die Pferde ausgespannt, und die Musensohne fuhren uns singend durch die große Gass', ans Dreifacher Thor, wo wir bei Welfers ausstiegen. Ganz Freiburg war in Aufruhr, wir traten ans Fenster und blickten auf das Gewoge der vielen Hunderte von Menschen. Grotcki stand an meiner Seite.

„D,“ rief ich aus, „es ist der Tag der Freiheit, ich fühl's, sie ist uns heut' geboren — von Hambach wehen uns die Lüfte das alte Freiheitslied herüber:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“

„Es ist der Tag des Glückes,“ flüsterte Grotcki, „denn ich habe Sie in meinen Armen gehalten.“

Ich schaute ihn groß an. „Das Unglück hat uns verbrüdert, mein Freund, honny soit qui mal y pense!“

6. Juni.

Ich sah Grotcki geflissentlich die ganze Zeit nicht; gestern traf ich ihn endlich bei der Hofrätin, welche den Polen zu Ehren ein Fest gab. Er kam mir entgegen wie immer, und sein Benehmen ließ an edler Zurückhaltung und achtungsvollem Ernst nichts zu wünschen übrig. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich einer in der Erregung gesprochenen Aeußerung so viel Wichtigkeit hatte beimessen

können. Pfllegt doch mein Mann zu behaupten: man müsse immer neunundneunzig Prozent von dem abziehen, was ein Pole sage.

17. Juni.

Das Offizierscorps, welches sich bis jetzt ziemlich von der allgemeinen Begeisterung ausgeschlossen, änderte plötzlich seine Taktik und gab den Polen ein Mittagsmahl in der Stadt Wien. Lenchens Vater hatte den Einfall, uns in der Gesellschaft der treuesten Polenfreunde auf einen Nachmittagskaffee dahin zu führen. Der Speisesaal war überfüllt; an der langen, mittleren Tafel saßen die Offiziere mit ihren Gästen, an den kleineren Tischen und in den Nebenzimmern die Studenten. Bei unfrem Eintritt erhob sich alles mit einem stürmischen Hoch. Ich sah Hermann, das Cerevis auf dem linken Ohr, von einem Polenherzen zum andern fliegen, und ohne daß eigentlich eine besondere Veranlassung dazu gewesen wäre, ertönte alle Augenblicke ein Aufschluchzen, das mit einem lauten Ruß endete. Grotecki hatte eben gesprochen, als sich Bilinski am untern Ende der Tafel erhob, und es war, als ob sich plötzlich ein Frost über mein noch eben warm schlagendes Herz lege.

Er begann: „Meine Herren, ich spreche nach reiflicher Ueberlegung, weil ich es für meine Pflicht halte; Sie alle wissen, ich bin ein Edelmann, zu jeder Zeit bereit, Satisfaction zu geben. Ich erkläre hiermit, daß ich den Namen Grotecki in Polen nie gehört, und daß es einer ganzen Anzahl meiner Landsleute ebenso geht. Wir alle, selbst die Reichsten unter uns, sind fast vollständig verarmt, Grotecki allein zeichnet sich durch splendide Wohlthätigkeit aus; er schließt sich halbe Tage in sein Zimmer ein, und es gehen Brieffschaften von ihm nach Rußland ab. Meine Herren, Grotecki ist ein russischer Spion!“

„Ha, schimpflicher Verdacht!“ schrie Grotecki auf; ein entsetzlicher Tumult entstand, seine Freunde sammelten sich um ihn. Bilinski wurde insultiert, auch er hatte eine Schar um sich, die ihn zu verteidigen suchte; etliche Offiziere zogen die Degen.

„Ruhe!“ gebot der Oberst mit Stentorstimme und wandte sich an Grotecki:

„Verteidigen Sie sich, mein Herr; tragen Sie einen falschen Namen, so nennen Sie uns den wahren, damit wir wissen, woran wir sind.“

Ich weiß nicht, was in mir vorging; ich sah nichts als Groteckis wild verzerrtes Antlitz, seine blassen, bebenden Lippen, die sich öffneten und schlossen, ohne einen Laut hervorzubringen, es riß mich wie mit Gewalt von meinem Stuhl in die Höhe.

„Bevor Sie reden, bevor Sie sich verteidigen, Grotecki, nehmen Sie durch meinen Mund die Versicherung Ihrer deutschen Freunde, daß wir nie an Ihrer Ehre, nie an Ihrer Vaterlandsliebe, und nie an der Lauterkeit Ihrer Gesinnungen gezweifelt.“

Wie aus weiter Ferne umbrauste mich ein Hoch, meine Füße trugen mich nicht mehr, ich sank auf einen Stuhl.

„Sie haben mich mir selber wiedergegeben,“ flüsterte Grotecki, dann sprach er mit einer Stimme, die hart und fest wie Stahl klang:

„Mein wahrer Name, den ich lieber verschwiegen hätte, ist Kosonosky; es sind von den Russen dreitausend Dukaten auf mein und meines Vaters Haupt als Preis gesetzt. Mein Schloß liegt in Asche; ein alter Diener hat meinem Vater das Leben gerettet, indem er auf das Kreuzifix schwur, daß mein Vater Grotecki heiße und ein Kammerdiener des Hauses sei. Ich nannte mich ebenfalls Grotecki,

um mich mit meinem alten, in der Gefangenschaft schmachtenden Vater in Verbindung setzen zu können. Diente ich Rußlands Sache, suchte ich wohl nicht Deutschlands aufgeregte, freiheitsdurstige Herzen für Polen zu begeistern.“

Der Ton, in dem er das sagte, die Blässe seines Gesichtes, aus dem die ganze Hoheit einer tief verletzten Seele sprach, war so hinreißend, daß die ganze Kriegerschar in Thränen ausbrach. Grotecki reichte dem Oberst seine Brieftasche und dieser, nachdem er einen Blick hineingethan, umarmte den Edlen stürmisch. Alles drängte sich herbei, um mit ihm anzustoßen, ihn ans Herz zu drücken; Bilinski mit seinen Anhängern verschwand.

Plötzlich wurde der Tumult von einer Anzahl Studenten unterbrochen, welche mit der Nachricht in den Saal stürmten, es sei ein polnischer General auf der Herreise, und das Corps der Schwaben habe sich aufgemacht, ihn zu empfangen. Wir eilten vor die Thüren; singend und jubelnd, mit brennenden Fackeln zog die Jünglingschar die Landstraße einher, den ausgespannten Wagen in ihrer Mitte. Aber wie groß war aller Erstaunen, als statt eines Generals eine wunderschöne Frauengestalt aus dem Wagen sprang; sie trug ein schwarz und weiß gestreiftes Kleid, und eh' sie und wir's uns versahen, hoben die Studenten sie mit einem „Polen hoch!“ auf die Schultern und trugen sie herein in den Saal. Wie eine Kriegsgöttin, mit ausgebreiteten Armen und fliegenden Locken schwebte sie ein paar Augenblicke über den Häuptern der Anwesenden; dann sprang sie auf die Erde, sich ohne Unterschied den Polen und Deutschen an die Brust werfend.

Sie ist eine Gräfin, hat ihren Mann und ihr Vermögen verloren, bereist Deutschland und gibt Konzerte auf der Flöte.

20. Juni.

Mein Mann hat einen anonymen Brief bekommen, in welchem meine Parteinahme für Grotedki als eine höchst auffallende, unweibliche That hingestellt ist.

Daran schloß sich die Warnung: „Ihre Frau liebt einen Unwürdigen und wird wieder geliebt; seien Sie auf Ihrer Hut. — Ein Wohlmeinender.“

„Ein Schuft,“ sagte mein Mann und ballte das Papier zusammen.

„Es ist kein anderer als Bilinski,“ erklärte ich, „o, man muß diesen Menschen —“

„Ignorieren,“ unterbrach mich Kaver, „was für einen solchen Laffen unter allen Umständen das Schmerzlichsste ist!“

21. Juni.

Ich habe eine entsetzliche Nacht hinter mir; Hermann brachte mir die Schreckenskunde, daß sich Grotedki mit Bilinski duelliere; kein Mensch sollte es erfahren, weil ein solcher Vorfall der Polen Einigkeit in ein schlechtes Licht stellen mußte.

Hinter der Karthause sollte das Duell stattfinden, des Abends um acht.

Die Unruhe zehrte mich fast auf; die halbe Nacht ging ich, ohne ein Licht anzuzünden, in meiner Stube auf und ab. O, Schwester, Schwester, es ist wahr, ich liebe diesen Menschen mehr als recht ist — dies wurde mir in den Stunden tiefster Seelenangst zur Gewißheit. Ich kniete vor dem offenen Fenster nieder und sandte meine heißen Seufzer und Thränen zu Gott; ich bat und flehte und weinte zu ihm auf, er möge Grotedki mit seiner Gnade umschirmen, ihn retten; ich legte das feierliche Gelöbniß ab, nie mehr einen Schritt, einen Versuch zu thun, mich

ihm zu nähern, ich schwor, mein Herz zu kasteien, und auf Leben und Tod den Kampf mit ihm aufzunehmen.

Da weckten mich rasche, weithinhallende Schritte aus meiner Versunkenheit; ich sah einen Menschen über den mondbeschienenen Domplatz eilen, auf unser Haus zu.

„Anna!“ rief's unter meinem Fenster; ich erkannte Hermanns Stimme und lehnte mich heraus.

„Alles gut vorübergegangen,“ rief er in gedämpftem Ton, „Bilinski leicht, Grotecki gar nicht verwundet — er schickt mich, es dir zu sagen — gute Nacht!“

Ein Strom von Thränen erleichterte mein Gemüt, meine Seele dankte wortlos ihrem Schöpfer.

17. Juli.

Ich schütze alle möglichen Gebrechen vor, um den nicht endenwollenden Festen und Einladungen fern bleiben zu können. Daß Lenchen jetzt ganz ihrem Verlobten und ihrer Aussteuer lebt, kommt mir sehr zu statten.

Gott allein weiß, wie unablässig ich bemüht bin, meine auf bösen Wegen irrende Seele zurückzuholen. Warum hat mir Grotecki noch spät in der Nacht sagen lassen, daß er unverfehrt sei — ist's nicht ein Beweis, daß er überzeugt war, ich sorge mich um ihn. Und durfte er es denn auch nicht sein, sollte er denken, ich sei unmenschlich genug, mir aus dem Ausgang des Duells nichts zu machen? O, mit der Unbefangenheit der Gefühle ist mir auch der innere Halt, die Sicherheit der Unschuld abhanden gekommen — ich weiß nicht mehr, was Recht und was Unrecht ist — was man darf, und was man nicht darf. Wie glücklich seid ihr doch, Männer, denn so, wie ich jetzt nach einer Arbeit lechze, um darüber das eigene Ich zu vergessen, so hat sich noch kein Hungriger nach Brot gesehnt! Welch eine hohe Ruhe liegt auf meines Mannes Stirne, wenn

er aus seiner Arbeitsstube tritt, die Hände reibend, ein Scherzwort auf den Lippen! O, Schwester, und ich sollte diesen göttergleichen Frieden mit dem Bekenntnis trüben: du hast ein elendes Weib, in ihr schwankt und wankt alles, und während du sie glücklich wähnst, möchte sie am liebsten sterben! Mein, ich fürchte mich vor meines Mannes Tugend, ich fürchte mich, sein Vertrauen zu verlieren — aber ich fürchte mich auch, schuldig an des Reinen Seite zu wandeln. —

„Was ist denn das?“ fragte er heute, bei mir eintretend, „es tönt ja gar kein fröhliches Lachen und Schwätzen mehr zu mir herüber, keine Vaterlands- und Freiheitslieder mehr —“

„Sage mir doch, lieber Mann,“ unterbrach ich ihn, „warum du mich eigentlich so gern in der Gesellschaft der Polen siehst?“

„Mein Gott, weil es höchst angenehme Menschen sind! Kann man sich etwas Graziöseres denken, als so einen polnischen Handfuß, etwas Poetischeres als ihren Patriotismus, ihre Melancholie? Sie sind wie zum Verkehr geschaffen, mit ihrer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, und es muß für euch Frauen ja eine wahre Wohlthat sein, einmal mit Männern zu verkehren, die, was sie denken, auch aussprechen, statt wie wir Deutschen, mit einer Welt von Gedanken, stumm wie die Stockfische, herumzulaufen.“

„Aber lieber Mann, du preisest mir da an, was du selber so wenig wie möglich aufsuchst.“

„Kind, ich bin ein trockner Gefelle, der sich nur an Thatfachen hält, und deshalb kommen die Herren Polen und ich nicht recht miteinander aus. Es hat mir bis jetzt noch keiner sagen können, was er eigentlich will; sie sprechen stundenlang enthusiastisch von der Freiheit, nachdem ich aber mit aller Not herausgebracht, daß sie unter Niederdrückung

der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstehen, halte ich sie für Kinder, die von ihrer Aufgabe keinen Begriff haben. Daß sie ein wenig Abwechslung in den einschläfernden Umgangston unsrer lieben Freiburger bringen, ist darum kein Unglück; ich selbst aber finde es überflüssig, ihnen meine kostbare Zeit zu opfern.“

Wahrlich, sie kommt mich teuer zu stehen, diese Geschichte der deutschen Handwerker, denn auch für die Frau bleibt kaum eine Stunde vom Tag übrig!

20. Juli.

Mein Herz war sehr böse heut; es hat nicht folgen wollen. Ich war in der sieben Uhr Messe, dann besuchte ich das Grab unsrer Eltern. O, wie war mir zu Mute, angesichts des eisernen Kreuzes auf dem niedrigen Steinsockel — ich, das Kind so braver, rechtschaffener, grundguter Menschen! Meine Kniee trugen mich nicht mehr, als ich Grotetti nur von weitem sah.

24. Juli.

Heute zum erstenmal erklang mir die schrille Stimme der Hofrätin angenehm, als ich sie auf der Treppe: „Regeli, ist jemand zu Haus?“ schreien hörte. Jede Zerstreuung, alles, was mich aus meinem Denken reißt, kommt mir gelegen. Aber so aller Contenance beraubt, ist die gute Frau noch nie über unsre Schwelle gefeucht, wie diesmal. Wir hatten eben zu Mittag gegessen; mein Mann wollte sich entfernen, sie hielt ihn aber am Rockärmel fest.

„Ich muß mich aussprechen, ihr müßt mich anhören — ich bin eine desperate Frau — Kinder, ums Himmels willen, was ist mir eingefallen, die Gräfin in mein Haus zu laden — sie sitzt auf dem Balkon und raucht, und auf der Gass' steht ganz Freiburg und gafft, und wie ein Sünder

hab' ich mich zur Hinterthür' 'rausgestohlen — meine Stuben, meine Ordnung, mein ganzer Lebenslauf ist durcheinandergeworfen — kein Kissen liegt mehr am Platz, kein Stuhl steht am rechten Ort, der Teppich verkrumpelt sie wie einen Waschlappen, wo ich geh und steh, stoß ich auf ein roter Pantoffel — und erst meine Fremdenstube, die ich gehalten wie ein Schmuckkästle — das nenn' ich eine Gräfin! und sag' ich was, anstatt daß sie mich behandeln thät wie eine honnette alte Dame, fällt sie mir lachend um der Hals, reißt mir die Perück' vom Kopf, wirft sie an der Plafond und verlangt, daß ich ihr zulieb alle Tag die Sonntagsperück' aufseß'. Und die tollen Mannsleut', die der ganz' Tag anklopfen — nicht nur Polen, Gott bewahr' — unsre Herren Staatsrät' und Hofrät' und Gerichtsrät' kommen in die Bisit', in neuen Halsbinden, mit gebürsteten Haaren und spielen der Juvinetter (den Jugendlichen), und sie liegt mit den Füßen auf meinem guten Kanapee und raucht wie ein Soldat und setzt mir der ganz' Tisch voll Aschenhäufle — —

„So,“ schloß die Hofrätin, „und jetzt geh ich noch zur Meyer und dann zur Huber, denn ich kann mir nicht genug Luft machen!“ —

25. Juli.

Gestern im Konzert, welches die Gräfin im Museums-
saale gab, sah ich Grotecki zum erstenmal wieder. Der Wille thut doch ein Großes; ich glaube, ich blieb äußerlich ganz ruhig, aber das Unglück wollte es, daß ich auf der Seite meinen Platz hatte, so daß Grotecki während des ganzen Konzertes hinter mir stand. Er sprach nicht viel, aber seine Gegenwart wirkte vollkommen erlähmend auf meine Lebensgeister. Ich glaube, die Gräfin spielte wundervoll, wenigstens drangen mir die Töne ihrer Flöte bis ins

Innerste — und doch, während der ganze Saal mitsang: „Noch ist Polen nicht verloren“ und „Denkst du daran, mein tapfrer Lajenka“, konnt' ich nicht mit einstimmen, denn der Gedanke, daß eine schulbige Seele wohl niemals mehr eines freien, hohen Aufschwunges fähig sei, machte mich unsäglich elend. Aber wie verwandelte sich alles in mir, als Grotecki sich plötzlich mit den Worten über mich beugte:

„Sie haben sich sehr verändert.“

Ach, es ist ja nicht, was er sagt, es ist die Art, wie er die Dinge sagt, seinen Worten ist nie etwas vorzuwerfen, seinen Augen alles, sie strahlen mich an wie einen Mitschuldigen, sie geben mein tiefverhülltes Geheimnis rücksichtslos dem Tage preis und verwandeln Reue und Born in meinem Innern in ein, mein besseres Ich verspottendes Gefühl der Freude.

Er bat um die Erlaubnis, mich nach Hause begleiten zu dürfen; ich sagte ihm, daß mich mein Mann abhole, worauf er mit auffallender Hast zurücktrat. Ich sah mich unter dem Thore des Museums nach Xaver um, als plötzlich Bilinski, den Arm in der Schlinge, vor mir stand.

„Schöne Frau,“ flüsterte er, „ein Zeichen Ihrer Huld, und ich bin trotz allem Borgesfallenen Ihr Sklave.“

Empört wollte ich an ihm vorüberreiten, er blieb an meiner Seite; im nächsten Augenblick trat uns mein Mann entgegen und reichte mir den Arm.

Er nahm von Bilinski nicht die geringste Notiz, und ich hörte den leisen Fluch, den dieser hinter uns drein sandte.

26. Juli.

Wir hatten die Gräfin zu Tisch, Lenchen, Zarembecki und Hermann. Grotecki ließ danken; hatte er eine Ahnung, welch unermesslichen Gefallen er mir damit erwies?

Die Gräfin ist eine blendende Erscheinung, sprühend von Geist; sie war noch keine fünf Minuten im Zimmer, so standen und lagen die Dinge um uns her schon alle schief und krumm; aber nicht, daß sie absichtlich an das Zerstoren der Ordnung gegangen wäre, es macht sich bei dieser ungemein lebendigen Natur alles ganz von selbst; sie bewundert etwas und stellt es auf den verkehrten Platz, sie lacht sich halbtot über eine altmodische Uhr und dreht sie herum, kurz, sie konstruiert sich in kürzester Zeit die ihr angemessene Umgebung, wirft sich mit Aplomb aufs Kanapee und fühlt sich daheim.

Es ist nicht zu sagen, wie oft Uebermut und Traurigkeit, Lebenslust und Lebensüberdruß während des kurzen Mahles bei ihr wechselten. Sie klopfte meinem Mann auf die Schulter mit der Bemerkung: „Sie sind der angenehmste deutsche Bär, den ich in meinem Leben kennen gelernt, es würde mir Spaß machen, Sie zu erobern, wenn ich es nicht für eine Geschmacklosigkeit hielte, Ihrer schönen Frau den Rang ablaufen zu wollen. Ich bewundere die Schönheit, ich liebe sie wie meine Seele; ich werde Sie nie vergessen, Schwester Aniete, wir werden überhaupt der Deutschen immer gedenken, und wendet sich das Glücksrad zu unsern Gunsten, soll Deutschland über Polens Edelmut staunen.“

Mein Mann lächelte und nahm, nachdem er mit der Gräfin angestoßen, einen sehr bedächtigen Schluck.

„Warum lächeln Sie,“ fuhr sie in gereiztem Tone auf, „trauen Sie uns etwa nicht, sind Sie auch der Meinung, die Polen seien falsch?“

„Ich halte sie nur für sehr impulsiv, dem Wechsel ihrer Eindrücke unterworfen,“ entgegnete mein Mann, „es wird demnach unter allen Umständen das Beste sein, wir Deutsche verlassen uns auf uns selbst; es fehlt uns nichts als die Einigkeit, dann sind wir eine Macht.“

„Aber ihr werdet nie eine Macht sein, weil ihr nicht handelt,“ unterbrach ihn die Gräfin, „uns macht die Liebe kühn und beredt, euch ungeschickt und blöde,“ — sie schnellte dem dunkel erglühenden Hermann eine Rosine ins Gesicht, die er andächtig aufsaß, — „mürrisches, langmütiges, unpraktisches Volk, das ihr seid, hättet ihr nur einen Tropfen Polenblutes in euch, es wäre längst alles gut!“

„Oder schlecht,“ sagte mein Mann, „jeder Wein gärt auf seine eigne Weise, und der ist nicht von der letzten Sorte, der die längste Zeit dazu braucht; nur Geduld!“

„Grauenhaftestes aller Worte,“ rief die Gräfin aufspringend, „habt keine Geduld und handelt, bevor man euch das Atmen verbietet!“

„Hoch, die Gräfin, hoch!“ schrie Hermann; die Hofrätin schluchzte, ohne zu wissen warum, mein Mann und die Polin standen wie kampfbereit, Aug in Aug. Lenchen, meine Verlegenheit bemerkend, flüsterte Zarembecki etwas zu, worauf dieser sich erhob:

„Meine Herrschaften, der deutsche Sprach ohnmächtig, habe ich die Bewußtigkeit im Grund meiner Seele, daß wir nicht Streitigkeiten sollen mit unsre Gastfreunde, aber uns mit ihnen liebend verbündigen zu einem strömenden: es lebe die Freiheit, sie lebe hoch in der Polen Land, sie lebe hoch in der Deutschen Land!“

Man stieß an und beruhigte sich; ich ließ den Kaffee in meines Mannes Studierzimmer servieren; die Gräfin rauchte mit den Herren, sie lag auf dem Sofa neben dem Schreibtisch, und wenn sie sprach, legte sie die brennende Cigarre auf meines Mannes Schriften.

„Gräfin,“ zeterte die Hofrätin, „Sie werden uns anstecken, wie können Sie so unvorsichtig sein mit dem Feuer!“

Die Polin schaute den Ringeln nach, die sie in die

Lust blies: „Vorsicht ist eine lächerliche alte Verwandte der Feigheit, wir Polen haben mit beiden nichts gemein.“

Hermann, zu Füßen des Sofas, bediente die schöne Frau wie ein Page. Xaver stand mit seiner Pfeife, und wie er mir nachträglich gestand, mit der Empfindung am Ofen, als befände er sich im Theater. Als ich zur Thüre ging, um Regeli einen Auftrag zu geben, rief die Gräfin, welche eben unter Thränen von ihrem im Kampfe gefallenen Mann gesprochen hatte: „Professor, Professor, haben Sie acht, Ihre Frau schwebt, anstatt zu gehen —“

„Hat das etwas Beunruhigendes?“ fragte mein Mann.

„Kurzsichtiger!“ lachte sie auf; „wär' ich ein Mann, ich müßte eine so leise auftretende Frau unwiderruflich lieben, was aber ein Pole mit Leidenschaft erfaßt, das macht er selbst der Hölle streitig.“ Sie schaute mich mit einem Blick an, der mich derart verwirrte, daß ich mich von den Anwesenden weg zum offenen Fenster wandte. Im nächsten Augenblicke stand die Gräfin an meiner Seite; fest umschlangen mich ihre Arme, ihr Atem berührte mein Ohr: „Kind,“ flüsterte sie, „glauben Sie wirklich, das heißt leben, wenn Sie Ihrem guten Mann alle Tage ein gutes Mittagessen hinstellen — Kleinstädterin, die das laute Pochen ihres Herzens, das ich hier unter meiner Hand spüre, als ein Unrecht erachtet — Sie vegetieren, Kind, Leben ist Leidenschaft, Tollheit, Raserei — Aengstlichkeit und Brüderie Sache der Unbegehrten — haben Sie den Mut der Wahrheit, denn was wir fühlen, ist unser Gesetz!.“ Sie sprach noch viel, und ich stand und lauschte, und ihre Worte machten mich erbeben. Sie brachte es fertig, meinen Mann zu überreden, an dem großen Ausflug teilzunehmen, der am nächsten Mittwoch nach St. Ottilien stattfinden soll. Sie ist eine Zauberin, der niemand zu widerstehen vermag.

1. August.

Alle Versuche, meinen Mann von der Idee abzubringen, mit mir an dem Ausfluge teilzunehmen, sind ohne Erfolg geblieben.

„Kind,“ sagte er, „wenn du so viel allein zu Hause sitzt, wirst du zu still, du brauchst Gesellschaft, bist jung und mußt dich mit der Jugend freuen. Der Verkehr mit dieser lebensprühenden Polin muß dir doch ein Vergnügen sein?“

„Gewiß,“ gab ich zu, „aber unsre Grundsätze — wenn du wüßtest —“

„Liebes Kind,“ fiel mir mein Mann ins Wort, „mit solch altehrwürdigen Herkömmlichkeiten wie Grundsätze, gibt sich die Gräfin freilich nicht ab, aber was schadet's denn, du brauchst ja nicht auf sie zu bauen, nimm sie, wie sie ist! Niemand verlangt von einer Rose, daß sie wie ein Weibchen duftet, aber die Menschen können nie fertig werden, aneinander anzusehen.“

Ob mein Mann in seiner unerfütterlichen Gerechtigkeitsliebe auch für den Fehl meines Herzens einen Milderungsgrund fände?

Caton, ich bin manchmal nahe daran, ihm alles zu sagen, ihn anzusehen: „Um Gottes willen, nimm dir Zeit, einen Blick in das erbärmliche Herz deines Weibes zu thun, das sich in der Feigheit verzehrt, dir die Wahrheit zu sagen!“ — Ja, ich bin feig, ich habe nur die Kraft, der Versuchung aus dem Wege zu gehen — mit Groteski zusammen, habe ich keinen Willen — er ist mir wie erstorben, und ich weiß nicht, was ich im Stande wäre, unter dem Banne seines Blickes. O, Caton, wie ist das möglich? Ich denke manchmal, wenn er doch schlecht sein wollte! Ich suche in seinem Benehmen, in seinem Wesen nach einem unedlen Zug, der mich ernüchtern könnte, und ich kann nichts finden — nichts!

1. Oktober 1832.

In Freiburg ist's still, wie in einem Grabe; die Polen sind fort; man entzog der Stadt das Regiment und spricht von dem möglichen Verlust des Hofgerichts. Stumm und gedrückt schleichen die noch kürzlich so freiheitsberauschten Menschen einher. . . . Dies ist das traurige Ende der öffentlichen Angelegenheiten.

Was die Geschichte meines Herzens betrifft, die hat, Gott sei Lob und Dank, ein besseres Ende gefunden. Die letzten Seiten des Jahrbuches sollen Dir davon erzählen; dann leg' ich es in Deine Hände zurück.

Es hat mir nicht umsonst vor jener Partie gebangt, als wie vor etwas Entsetzlichem; sie ist in der That zum Wendepunkte meines Lebens geworden.

Man versammelte sich früh am Nachmittage am Fuße des Schloßberges; Bilinski und seine Anhänger, die nicht geladen waren, zogen lärmend und hohnlachend an uns vorüber, um sich in die Brauerei unten am Schloßberge zu begeben.

Ich hatte der Hofrätin den Arm gereicht; rechts von ihr ging Grotcki; während die gute Frau zwischen uns schwakte, konnte ich nicht aufsehen, ohne Grotckis Blicke zu begegnen. Er sprach kein Wort, und doch war mir, als hörte ich jeden seiner Gedanken. Zum Glück gesellte sich ein junger Pole zu uns, und ich beeilte mich, die Honneurs der Umgegend zu machen, erzählte von dem Wallfahrtsorte St. Ottilien, wohin Herzog Ettifos Tochter geflohen, um einer ihr aufgedrungenen Heirat zu entgehen; von ihrem Vater verfolgt, öffneten sich vor ihr die Felsen, und aus den Thränen, die sie in der Kluft geweint, ist die Quelle entsprungen.

Der Weg dünkte mir endlos. Die alte Dame keuchte und hing mir schwer im Arme; Grotcki schwieg beharrlich,

und der junge Pole erzählte in eintönig melancholischer Weise von den Fichtenwäldern seiner Heimat, die ganz flach wäre, aber schöner als alles andre auf der Erde.

Endlich lag St. Ottilien in seiner zauberischen Wald-einsamkeit vor uns. Wir gingen in die Kapelle, und von da folgte mir Grotcki die paar Stufen hinab in die Felsen-grotte, wo die Quelle fließt. Du weißt, wie still, kühl und lauschig dieser Ort ist, mit seinem sprudelnden Quell, der wie aus fernen Zeiten sagenhaft in die Gegenwart quillt! Wir knieten am Rande des Bassins, und indem wir uns darüber hinneigten, flüsterte Grotcki: „Was habe ich Ihnen gethan?“

Ich wußte nichts zu antworten und streckte meine Hände unter das fließende Wasser; er that es auch und hielt die meinen umfaßt. „Im Namen Gottes,“ flehte ich ihn an, „vergessen Sie nicht, daß es die Thränen einer Heiligen sind, die dieser Kluft entspringen!“

Er ließ mich los, und ich eilte aus dem unheimlichen Halbdunkel der Grotte, ins Tageslicht hinaus.

Tische und Stühle wurden ins Freie geschleppt; die Studenten lagerten sich im Grase. Da der Platz vor dem Wirtshause schmal ist, bewegte sich alles im dichtesten Gedränge, und es erfolgte daraus ein unbeschreibliches Gewirr von Rufen und Singen und Reden; die Gräfin bildete den Mittelpunkt; entweder sie sprach, und dann jauchzten ihr die alten und jungen, die deutschen und polnischen Männer wie fanatisiert zu, oder sie umarmte die begeistertsten Jünglinge, trank mit ihnen Brüderschaft und küßte die Rosenkränze, welche dem Waldbruder abgekauft und ihr hingehalten wurden. Sie war wunderschön; einer Siegesgöttin gleich thronte sie auf ihrem erhöhten Sitze, und es hätte sicherlich nur der Worte bedurft: „Auf zum Kampfe!“, die berauschten Jünglinge wären ihr auf Tod und Leben gefolgt.

Aber da tauchte die Gestalt meines Mannes mitten in dem Gewühle auf; ruhig, ohne viel Worte zu machen, legte er dem Aufgeregtesten die Hand auf die Schulter; einem andern nahm er den Stockdegen aus der Hand; es kam wie Befinnung über sie; das wilde Geschrei legte sich. Mein Mann stand jetzt neben der Gräfin, und einen größern Gegensatz als diese beiden Menschen konnte man sich nicht denken. Sie mochte es wohl bemerkt haben, daß er ihr entgegenarbeitete, denn Jorneßröte färbte ihr Antlitz, allein der mild heitere Blick meines Mannes entwaffnete sie offenbar, und es währte nicht lange, so unterhielten sie sich ganz gemüthlich.

Die Hofrätin und andre Damen, bei denen ich am Tische saß, strickten unterdessen unverdrossen weiter, trotz aller Polen- und Freiheitsbegeisterung niemals den Faden ihrer Haushaltungsangelegenheiten verlierend. Die Professorin Bergstein brachte etwas Abwechslung in das Thema, indem sie erzählte, „ihr Pole“ habe gleich beim ersten Mittagessen zu ihr gesagt: „Madame, Sie haben eine wunderhübsche Hand, mit Grübchen drin,“ — und nun sei sie ganz erboft auf ihren Mann, mit dem sie bald zwanzig Jahre verheiratet sei, und der noch nie etwas von dieser Schönheit bemerkt.

„Ja wohl,“ hieß es, „die Polen haben eben müssen kommen, um uns die Augen zu öffnen,“ und eine der Mütter meinte: „Mein Mariele hat schon erklärt: ‚Mir gefällt so ein altbackner Freiburger kein bißle mehr!‘“

Ich fand diese Aeußerungen höchst abgeschmackt, und doch konnte ich nicht anders, als mich betroffen fühlen; wie eine Verzweifelte heftete ich den Blick auf meinen Mann, an mich selber die Frage stellend: „Wie ist es möglich, daß ein anderer als er Macht über dein Herz gewinnen konnte? Erkennst du deinen Mann nicht als den Besten der Menschen — möchtest du nicht lieber sterben, als ihm

eine Kränkung zufügen, und doch klopft dein rebellisches Herz beim Anblicke Grotectis — warum — o, warum? Was hat er vor deinem edlen, getreuen, seelenreinen Gatten voraus? Nichts, als die Sprache der Leidenschaft — sollte dies so schwerwiegend im Leben sein?“

Der Waldbruder läutete zum Ave Maria, und singend und betend rüstete sich die Gesellschaft, um den Heimweg anzutreten. Ich hing mich mit aller Gewalt an Kavers Arm; er aber schob mich lächelnd von sich weg.

„Du gehst natürlich mit der Jugend, Kind; ich nehme mit der Hofrätin und den Frau Müttern den untern Weg, der obere möchte ihnen etwas zu viel werden.“

Ich starrte meinem Manne wortlos nach; es war mir zu Mute, als wenn sich die höllischen Mächte verschworen hätten, mich zu verderben. Wie durch einen Schleier sah ich Grotecti auf mich zutreten, und schnell, ohne mich zu besinnen, streckte ich die Hand nach Hermann aus, der in meiner Nähe stand. Da trat die Gräfin zwischen uns.

„Halt! Der gehört zu meinem Troß, Schönste, Sie müssen sich einen andern Ritter erwählen — da steht er schon!“

Grotecti nahm meinen Arm, ohne ein Wort zu sagen, und ich folgte ihm in den nächtlichen, mondburchschienenen Wald. Hinter uns kamen die andern, und feierlich hallte es durch die Wege:

„Noch ist Polen nicht verloren —“

Wir aber gingen rascher und rascher, und ein eigentümliches Gefühl des Troges überkam mich, — „gut,“ sprach's in meinem Innern, „gut! Wenn dein Mann mit Blindheit geschlagen ist, wenn er deinen beschwörenden, flehenden Blick nicht versteht, und dich verläßt in der Stunde der Gefahr — was nun kommen mag, ist es nicht seine Schuld?“

Wir waren in einen Seitenweg geraten. Nur dann und wann tauchte noch ein Bärchen auf, um ebenso schnell wieder im Dunkel der Bäume zu verschwinden.

„Sie sind mir diese Stunde schuldig,“ sprach Grotecki. „Seit jenem Tage, an dem Sie so hochherzigen Sinnes mir zur Seite gestanden, haben Sie mir jede Gelegenheit abgeschnitten, Ihnen zu danken — Ihnen zu sagen, was ich für Sie fühle. Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich muß endlich zu Worte kommen! Sie sind für mich die Offenbarung der edelsten Weiblichkeit — Sie haben mich gebannt, gefangen genommen für immer. Ihr Bild ist in meine Seele gezogen wie ein Märchen, in dem holder Ernst, neckische Laune, tiefe Poesie und reinste Schönheit einander überbieten.“

Er sprach noch viel, mir aber raubte eine entsetzliche Gewißheit alle Besinnung — wir hatten uns verirrt. Längst war der Gesang hinter uns verstummt; an den Lichtungen tauchten keine Gestalten mehr auf. Schon bei hellem Tage hatte ich mich in dieser Gegend des Berges verfehlt, dessen viele Seitenpfade einen stundenlang die Kreuz und Quer führen können. Nun war es Nacht; Todesstille herrschte ringsumher. Wie lange, weiße Gespenster ragten die Bäume zum Himmel, und das Gesträuch am Wege streckte seine dürrn Arme gierig nach uns aus. Mein Atem flog, meine Glieder bebten, ich rannte, wie von einem bösen Gewissen gejagt, indes Groteckis Stimme mir schmeichelnd ins Ohr tönte.

Plötzlich hielt er mich am Arme fest.

„Warum so eilen — haben Sie Furcht? O, gestehen Sie, weil ich Ihnen nicht gleichgültig bin!“

„Und wenn es so wäre,“ fiel ich ihm ins Wort, „habe ich darum aufgehört, Ihre Achtung zu verdienen? Gäbe es Ihnen ein Recht —“

„Ja, ich habe ein Recht — das der Liebe,“ flüsterte er dicht an meiner Seite. Als habe die Verzweiflung mir Flügel verliehen, so flog ich durch den Wald, den Weg entlang, da, plötzlich eine Dichtung, und Freiburg lag zu meinen Füßen! Ich brach in Thränen aus; im nächsten Augenblicke hielt mich Grotcki in den Armen, und wie gelähmt an allen Gliedern, unfähig zu denken und zu handeln, wandte ich den Blick dem Münster zu — horch — dumpfes Geläute — eine Rauchwolke stieg hinter dem hohen Turme empor, feurige Funken stoben gen Himmel . . .

„Um Gottes willen,“ schrie ich auf, „lassen Sie mich los, es brennt — vielleicht bei uns — meines Mannes Werk! Begreifen Sie denn nicht?“

„Du bleibst!“ knirschte Grotcki. „Was liegt mir an der ganzen Welt, samt deines Mannes Werk!“

Und das war's! Das war das erlösende Wort, welches mir eine Kraft verlieh weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Ich stieß Grotcki zurück, daß er taumelte, und rannte den Berg hinab, ich stürzte über den Münsterplatz, und meine Ahnung ward zur Gewißheit: der Rauch stieg aus unserm Hause auf. Ich drängte mich durch die Menschen und Feuersprizzen, hörte im Fluge, die Gefahr sei vorüber, und kam halb wahnsinnig oben an. Es hatte nur in meines Mannes Zimmer gebrannt; der Schreibtisch war halb verkohlt, die ganze Bibliothek, alle Schriften lagen auf dem Fußboden zerstreut, die Möbel standen wirr durcheinander, ich konnte kaum eintreten. Inmitten dieses traurigen Durcheinanders kniete mein Mann und wühlte im Scheine zweier Kerzen unter den Büchern und Schriften.

„Um Gottes willen, dein Werk!“ schrie ich auf.

„Ich suche es,“ erwiderte er.

Auf meine Frage, wie das Feuer ausgebrochen, meinte er mit einem Anfluge seines alten Lächelns: „Durch unsre

lieben Polen; Bilinski und seine Anhänger machten sich den Spaß eines Feuerwerkes, im Hofe des Nebenhauses; eine Petarde flog in mein Studierzimmer. Vorsicht, wie du ja aus dem Munde der Gräfin gehört, ist eine zu lächerliche Sache, als daß sich ein Pole damit abgäbe.“

„Es geschah mit Fleiß, mit Bewußtsein — aus Rache!“ schrie ich auf. „O, diese Schlechten, Falschen, Elenden!“

„Mein Kind, was sieht dich an?“ unterbrach mich Xaver. „So habe ich dich noch nie gesehen. Komm, lege dich nieder; dir ist der Schreck zu Gemüte gefahren. Ich bin bald zu Ende.“

Angekleidet sank ich auf mein Bett; es war zu viel gewesen des Erlebten, und unfähig, noch etwas zu denken oder zu fühlen, sank ich in einen tiefen Schlaf. Als ich erwachte, stand mein Mann am Fußende meines Bettes; er hielt etwas in der Hand, und ich fuhr in die Höhe.

„Es ist gefunden?“

„Nein,“ sprach er, „meine Arbeit ist verloren, aber ich habe etwas andres gefunden, und den Rest der Nacht damit hingebracht — dein Jahrbuch für die Schwester — und es ist mir daraus klar geworden, daß ich vor lauter Sorge um die Vergangenheit die lebendige Gegenwart beinah vergessen. Du armes Weib hast an meiner Seite hungern müssen, du hattest keinen Gefährten, der mit dir Freud und Leid teilte, nur einen gestrengen, stets beschäftigten Gatten, dessen Arbeitsstube du ohne seine Erlaubnis nicht zu betreten wagtest, vor dem du deine Gedanken sorgfältig verschließen zu müssen glaubtest, weil seine Zeit der Arbeit gehörte. Du, so berechtigt, in dem Maße beglückt zu werden, als du zu beglücken vermagst — kannst du mir verzeihen?“

„Ich bitte dich, halte ein,“ schluchzte ich auf, „sprich nicht weiter, bis ich dir den ganzen Feh! meines Herzens gebeichtet!“

Und ich erzählte alles, was auf dem Heimwege zwischen Grotecki und mir geschehen war — jede Regung meines Innern deckte ich auf, aber auch jeden Kampf, den mein Herz gekämpft, und was es endlich war, das mich zur Besinnung gebracht . . . die Angst um sein Werk, das nun dahin.

Und in diesem tiefsten Schmerze seines Lebens keine Thräne, keine Aeußerung der Verzweiflung; nur eine große Blässe bedeckte sein Antlitz, und die ersten Silberfäden glänzten mir aus seinem dunklen Haar entgegen.

„Nur ruhig,“ sprach er, „nur den Mut nicht verlieren; wir fangen das ganze Werk wieder von vorn an, und zwar miteinander. Die Auszüge und Quellenangaben sind unverfehrt geblieben, und wenn ich einen gewissenhaften Gehilfen zur Seite habe, so ist die Arbeit um die Hälfte gethan.“

„Und du sagst nichts — kein Wort über meine Verirrung?“ fragte ich, zu ihm aufblickend.

Da zog er mich an sein edles, großes Herz und ich vernahm das erste Lob aus seinem Munde: „Du bist ein gutes Weib.“

Die Galgenbäuerin.

Erstes Kapitel.

Ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über dem hügeligen, von dunklen Tannenwäldern umschlossenen Oberthal; zwei tiefdachige Höfe, der eine am Ausgang, der andre im Mittelpunkt des Thales, bildeten die ganze Gemeinde der sogenannten Fuchsfalle. Inmitten dieser, auf der höchsten Stelle und weithin sichtbar, ragten die breiten Steinpfeiler eines mächtigen Galgens unheimlich zum Himmel empor.

Es waren erst zwanzig und einige Jahre vorüber, man zählte damals 1770 — da hatte der Henker hier oben zum letztenmal seine Pflicht gethan, und die Bauern von St. Georgen, Furtwangen und Triberg, verdoppeln ihre Schritte, wenn sie des Abends an der Richtstätte vorbeikommen, denn hier spukt's — weiße Büdel treten geräuschlos aus den Gebüsch, werden größer und größer und nehmen schließlich die Gestalt der jungen Verbrecherin an, die zuletzt da oben gehangen und nun „umgeht“, weinend und jammernd ihr irdisches Grab suchend, dessen sie verlustig gegangen — wie sich die Leute erzählten.

Die Frau aber, welche zur Stunde unterhalb der Richtstätte, auf der Schwelle des Galgenhofes stand, wäre wohl dazu angethan gewesen, einem furchtsamen Wanderer ein Gefühl des Unbehagens einzulösen, so weiß war ihr Gesicht, so weiß die Fülle des Haares, durch die schwarze,

feierliche Tracht der St. Georginnen noch doppelt hervorgehoben. Auch ihre Hände, welche ununterbrochen, mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit Stroh flochten, waren von blendender Weiße und zeugten weder von Haus- noch Feldearbeit.

Die Bäuerin slicht und schaut zum Galgen hinauf; sie geht ins Haus und kehrt zurück: „Er müßt' jetzt da sein,“ murmelt sie, „über eine Stund' weg — das ist nicht gut —“

Da mit einem Mal sieht sie, daß sich was rührt unterhalb des Galgens, daß sich ein schwarzer Schatten dran aufrichtet und wieder zusammensinkt. Die Bäuerin weiß, daß kein Mensch des Ober- und Unterthales es gewagt haben würde, sich zur Nachtzeit der Richtstätte zu nähern, daß der da oben nur ihr Sohn sein konnte, für den die Nacht keine Schrecken barg.

Zweimal schon hatte ihr Fuß den mit Gras bewachsenen, wenig Schritte von dem Haus aufsteigenden Hügel betreten, aber immer fuhr's ihr wie ein Schauer durch die Glieder, und sie mußte von dem Vorhaben ablassen. Endlich aber, sich noch einmal aufraffend, stieg sie schwerathmend, den Blick, ohne etwas zu sehen, auf die hastig weiterflechtenden Hände gerichtet, den Weg zur Richtstätte hinan. Unter dem Galgen lag ein Mensch, das Gesicht in den Armen vergraben, daneben ein Beil und ein Seil.

„Benedikt,“ stöhnte die Frau auf, „was thust du hier?“

Der Bursche fuhr herum: „Ihr — Mutter —“

„Ja ich — was thust du hier?“

„Hängen wollt' ich mich,“ stieß der Bursche hervor, „weil ich nicht leben kann ohne die Waldburg — weil ich's nicht überstehen mag, daß der Esbauer mich heimschickt — ich sollt' zu allerlezt auf seinen Hof sitzen — hat er gesagt.“

„So, hat er das gesagt,“ sprach die Frau, in gedehntem,

eigentümlichem Ton, den Kopf nach jener Seite des Hügels wendend, wo im Winkel zweier jäh aufsteigenden Berge ein Lichtchen wie eingebettet flackerte.

„Nicht überstehen mag ich's,“ wiederholte Benedikt.

„Man übersteht noch ganz andres,“ unterbrach sie ihn, hastig Beil und Seil an sich nehmend, „komm von da weg — ich werd' morgen mit dem Eckbauern sprechen, und ich sag' dir, es wird was nützen —“

Diese Worte machten einen großen Eindruck auf den Burschen.

„Ihr wollt' einmal weiter als vor's Haus hinaus — Ihr wolltet selber zum Eckbauern, Mutter, und ihn zwingen können?“

Und da sie nickte, feierlich und langsam wie jemand, der seiner Sache sicher, legte er die Hand auf ihren Arm, um ihr besser ins Gesicht schauen zu können.

„Ich hab' ja gar nicht gewußt, daß Euch mein Glück so am Herzen liegt —“

„Nun, was soll mir denn sonst am Herzen liegen,“ murmelte sie, „ich hab's wohl bemerkt mit euch zwei —“

„Sie will auch keinen andern,“ versicherte er, „gestern abend hat sie mir's gesagt, und was soll ich auf der Welt, wenn ich sie nicht krieg', ich könnt' keinen Tag sein, ohne ihr Lachen —“

„Gute Nacht,“ sagte die Mutter, als sie ins Haus traten.

„Gut' Nacht,“ murmelte er, sich nach ihr umschauend; er hätte so gern noch etwas gefragt, aber ihre Stimme hatte so eigentümlich, wie gänzlich abwesend geklungen, daß er nicht den Mut fand, sie aufzuhalten, und zögernd die schmale Treppe zu seiner Schlafstätte hinauffstieg.

Die Bäuerin aber schritt, ohne ein Licht anzustecken, durch die große niedrige Stube mit den vielen vergitterten

Fensterchen, schob im Hintergrund derselben eine Thüre ohne Kiegel auf, schob sie ebenso hinter sich zurück und schlug Licht. Es erhellte einen Raum der eigentümlichsten Art; er war ohne Fenster, nur kleine, verschließbare Luftlöcher waren hier und dort angebracht; in der Stube selbst — Bett, Tisch, Stuhl, der Boden, die Wände, alles war mit Strohflechtereien bekleidet oder ganz davon verfertigt, man hörte keinen Tritt, man sah kein Stäubchen in dem ob feinem matten Weiß wie unberührt erscheinenden Raum. Eine blutig rote Dornenkrone auf weißem Grunde, ein Kunstwerk an Ausführung und Feinheit des Geflechts, hing über dem Bett. Man sah, hier hatte sich die Arbeit eines halben Menschenlebens angesammelt, aber die Bäuerin schien noch immer nicht damit fertig zu sein, sie flocht weiter und weiter, langsam auf und ab wandelnd, die Finger mit gleichmäßiger Schnelligkeit handhabend, die Stirne gesurcht unter der Gedankenarbeit, die dahinter vor sich ging. Und es war kein geringer Entschluß, mit dem sie kämpfte, keine kleine Sache, mit der sie ins Reine zu kommen suchte — indes sie hatte Uebung, im „mit sich fertig werden“ — es stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, das, als sie vor ungefähr dreißig Jahren mit bloßen Beinchen über den Weidplatz schritt, noch keine Anlagen zeigte zu dem vergeistigten Ausdruck, der alles bäuerisch Derbe aus diesem Antlitz getilgt.

Zweites Kapitel.

Wer zu jener Zeit, als Marzella noch ein Kind war, über den Weidplatz in der Fuchsfalle ging, konnte sie gar oft am Bach beschäftigt finden, in welchem sie eifrigst irgend eine Wäsche hielt — besonders für ihr Häubchen zeigte sie

eine große Sorgfalt, legte es fein in die Sonne zur Bleiche, und war es trocken, freute sie sich unbeschreiblich in dem schneeweißen Häubchen zwischen ihren Kühen herumzuspazieren.

So sah sie des Galgenbauers Gregor auf dem Weg in die Fremde. Marzella war aus dem Eckhof drüben, und die Nachbarskinder kannten sich wohl, hatten sich aber, da er schon ein junger Bursch war und sie noch ein Kind, bislang wenig beachtet. Nun fiel ihm die säuberliche Kleine, unter deren Häubchen die Locken so dicht hervorquollen, zum erstenmal auf, und es fuhr ihm durch den Sinn — jetzt siehst du das Kind, das du doch alle Tage gesehen, eine ganze Weile nicht wieder. —

Er wollte sich die Anwandlung wegscherzen und legte den Wanderstab wie zum Schuß bereit auf sie an; dabei kam er dem Häubchen zu nah und zeichnete einen großen schwarzen Strich darüber hin.

„D,“ rief er aus, „nun hab' ich dir's schmutzig gemacht?“

„Thut nichts,“ beruhigte sie ihn, „ich wasch es wieder — gelt, jetzt gehst in die Fremd', Gregor — verlauf' dich nicht und behüt dich Gott.“

Er nickte und ging, schaute aber, er wußte selbst nicht warum, noch etliche Male nach der Kleinen zurück, die auf den Galgenhügel gestiegen war und nun aus der unheimlichen Umrahmung herauswinkte — sonnenbeschienen.

„Wie ein kleines Heiligenbild,“ murmelte er, und das Fortgehen, auf das er sich gefreut, wurde ihm plötzlich sauer.

Sein Vater, der Galgenbauer, hatte eben zu früh triumphiert und erntete nun die Strafe für seinen Hochmut; als sein Bub zur Welt kam, schleppte er sich den ganzen Tag mit ihm herum, und jeder mußte den Burschen bewundern und seine Reckheit bestaunen. Die wuchs denn auch lustig mit ihm auf, denn da war niemand, der dem Kleinen Kraftmenschen gewehrt und ihm die Auswüchse

gestutzt hätte. Die Frau besaß nicht den Mut, dem gewaltthätigen Manne entgegenzuhandeln, und so geschah's, daß der eigene Vater schon mit dem Halbwüchfigen nicht mehr zu Streich kommen konnte, und es war gut, daß der nächste Nachbar jenseits des Hügels wohnte, denn es ging böß her auf dem Galgenhof. Schließlich mußte sich der Bauer nicht anders mehr zu helfen, als daß er den Burschen in die Fremde schickte. „'s ist nur, daß er ein Handwerk lernt,“ sagte er zum Eckbauern.

Der lächelte verschmigt: „Ja, ja, mein Bastel bleibt daheim — ist halt auch kein so schöner Bub, aber hab' ihn unterm Daumen — ja, ja!“

. Der Galgenbauer verstand den Hieb, aber er schluckte seinen Groll hinunter; was hätte er auch sagen sollen; der Eckbauer ließ sich nicht so leicht übers Ohr hauen, der war überhaupt ein Mensch, der sich in allen Dingen auf seinen Vorteil verstand und darum immer ein höhnisch verschmigtes Lächeln in den Mundwinkeln sitzen hatte, über die, welche sich anstrebten, es ihm gleich zu thun. Der Hof gehörte nicht ihm, sondern Marzella; er war der zweite Mann der Eckbäuerin gewesen. Nach deren Tod nahm er den Sohn seiner verstorbenen Schwester zu sich, um als Vormund das Erbe der Waise in Händen zu haben. Er baute sich von dem Vermögen seiner beiden Mündel ein Haus, sorgte in der ausgiebigsten Weise für seine alten Tage, und fand es, nachdem er sein Schäfchen ins Trockene gebracht, für angemessen, den Neffen und die Erbin zusammenzugeben. Er ließ jedoch nichts von seinen Absichten merken, sondern fing die Sache folgendermaßen an: Kaum waren die jungen Leute in das Alter gelangt, in dem vom Tanzboden die Rede, nahm der Alte eine wütende Miene an und erklärte mit einer Leidenschaft, als habe sich eine Welt gegen ihn verschworen, er für seinen Teil verbäte sich ein für allemal

jedes Gethue und Geseufze, sie seien als Bruder und Schwester aufgewachsen und dabei müsse es bleiben. Hierauf saß er in den Wirtschaften der Nachbarsorte herum, erzählte von einer reichen Heirat, die er für den Neffen in Hornberg drunten ausgemacht, und wo er nur in eine Wirtschaft zu sitzen brauche. Wenn dann der oder jener Bauer meinte, der Bastel hätt's ja näher und habe nur zuzugreifen, wurde der Alte wütend, verschwor sich hoch und teuer, er wolle dem Ding ein Ende machen, er sei nun einmal mit dem Hornberger im Reinen, und lieber thu' er den Neffen gleich aus dem Haus, als daß er ein Einverständnis zwischen den jungen Leuten aufkommen ließ.

Diese waren erst über die Reden des Bauern verwundert, gerieten, als sich dieselben beständig wiederholten, in Verlegenheit, begannen einander näher ins Auge zu fassen, und die Folge davon war, daß sie beide rot wurden, so oft sie sich in den Weg liefen.

Darüber schaffte sich der Bauer erst recht in einen Grimm hinein und schickte den Bastel über Hals und Kopf fort, nach Konstanz, wo er die Wirtschaft erlernen sollte. Nun saß der Alte, von der Gicht geplagt, in der Stube, trank darauf los, und so oft er Marzellas ansichtig wurde, zankte er sich mit ihr herum, bis diese den Stiefvater immer mehr zu meiden begann und kaum noch in der unteren Stube zu erscheinen wagte.

Um diese Zeit starb der Galgenbauer am Schlag, und Gregor kam heim.

Er war ein bildsaubrer Mensch geworden und hatte sich draußen Lebensart zugelegt, was ihm gar wohl anstand. Als er am Sonntag nach des Vaters Tod Marzella vom Echhof herkommen sah, um zur nächsten Dorfkirche zu gehen, ließ ihn zum erstenmal seine Reckheit im Stich, und er blieb, statt ihr entgegenzueilen, ebenso verwundert

als bekloffen hinter der Stallthüre stehen und schaute ihr nach.

Sie schritt so fest und frei dahin, die Füße mit den roten Zwickelstrümpfen zierlich nach außen setzend; wundervolle Flechten fielen ihr auf den faltigen schwarzen Rock, die hauschigen Hemdärmel leuchteten vor Frische, ebenso die rötlichen Arme, die vollen Wangen. Gregor streckte unwillkürlich die Arme nach ihr aus; es überkam ihn plötzlich wieder jenes Gefühl tiefen Heimwehs, das er zum erstenmal empfunden, als das Kind im weißen Häubchen mit dem strahlenden Blick zu ihm aufgeschaut, und ihm ein „Behüt' Gott“ mit auf den Weg gegeben. Nur trat dieses Gefühl jetzt heftiger, tiefer und beunruhigender auf, daß er sich nicht zu helfen wußte und nach planlosem Hin- und Herrennen endlich den Weg zur Kirche nahm. Als er so da stand unter den Burschen, den Blick auf Marzella's gesenktes Haupt gerichtet, schämte er sich plötzlich von Grund seines Herzens, daß er so vielmals gelästert und gespottet, in seinem Leben und so manches Unheil angerichtet in seiner Roheit und seinem Zähzorn, und etwas wie ein Gebet ohne Worte, dessen Inhalt ein ernstes, feierliches Versprechen war, stieg aus seiner Seele zum Himmel auf.

Er begrüßte Marzella auf dem Heimweg, und sie streifte ihn mit einem raschen Blick, schritt aber dann einsilbig, in sonderbarer Befangenheit neben ihm her; er wußte auch nicht viel zu reden; nachdem sie sich jedoch getrennt, ertappten sie sich gegenseitig an dem Versuche, einander nachzusehen.

Gregor war ein Mensch, bei dem die Dinge, welche ihm durch den Kopf fuhren, auch sofort zur Ausführung gelangen mußten; gleich am Nachmittag sprach er beim Gäßbauern ein, der sich beim Anblick des hübschen Burschen wenig erbaut zeigte, und ihm nur notgedrungen einen Stuhl

bot. Gregor fing sofort an, sich über die Maßen herauszustreichen und zu erzählen, was er in der Fremde alles gelernt; jetzt sei er in der Lehre bei einem Seifensieder im Schwarzwald, und er hoffe sich mit seinen Lichtern ein Schönes auf den Jahrmärkten zu verdienen. Der Eckbauer wünschte ihm Glück, und er möge ja keine Zeit verlieren.

„Gleich heut' in acht Tagen muß ich wieder ins Unterland,“ erklärte Gregor, „aber vorher möcht' ich noch ein Wort mit Euch reden, Eckbauer, wegen —“

„Hat keinen Anstand,“ unterbrach ihn dieser, „kommt wieder.“ —

Nun mußte es aber der Alte so einzurichten, daß ihn der Nachbarssohn bei wiederholtem Kommen niemals allein traf, und als Gregor endlich voller Ungeduld nach Marzella fragte, da schaute ihn der Eckbauer plötzlich mit einem sonderbaren Blick an und sprach ein barsches: „Mit der ist's nichts, laßt's Euch gesagt sein.“

Gregor verließ in der Frühe des kommenden Sonntags, so wie er's vorgehabt, die Fuchsfalle; er that's in blinder Wut, denn seine gewaltthätige Natur sollte sich zum erstenmale fügen. Nachdem er etliche Stunden Weges zurückgelegt, kühlte sich die Hitze in seinem Innern etwas ab, und er kam zu der Einsicht, daß er sich ja mit dem Eckbauern eigentlich gar nicht ausgesprochen, und doch alles Recht habe, sich nach dem Grund zu erkundigen, weshalb er nicht an Marzella denken solle. Er kehrte zurück, den Weg durch den Wald nehmend, um den Bauern, die um diese Stunde die Wirtschaftshäuser aufsuchten, nicht zu begegnen.

Um dieselbe Zeit saß Marzella oben in ihrer Kammer, nachdem sie Knechte und Mägde in besonders dringender Eile fortgeschickt. Gar Wichtiges ging in ihrer Seele vor, kein Wunder, daß sie sich einriegelte; ein Bursche hatte ihr, als sie aus der Kirche trat, einen Herzlebkuchen vom Bafstel

zugesteckt, und sie sollte ihm sagen lassen, ob sie in Lieb' und Treue ihm angehören wolle. Auf dem ganzen Heimweg war ihr zu Mute gewesen, als müßte es ihr jedes ansehen, daß sie einen verbotenen Herzlebkuchen in der Tasche trug, und nun sie das Geschenk vor sich liegen hatte, vermochte sie sich noch immer nicht darüber zu freuen; das Geheimnis drückte sie; wie sie keinen Flecken an ihrer äußeren Erscheinung duldete, so wehrte sich ihre Seele gegen jede unklare Sache, die von ihr Besitz nehmen wollte. All' ihr Treiben und Thun und Denken war bislang aus einem gar freien und lauterem Gemüt gekommen, in dem es weder Winkel, noch Ecken, noch Verstecke gab. Sie wußte also gar nicht, wohin mit dem Geheimen, Unerlaubten, was dieser Lebkuchen ihr vergegenwärtigte, und was ihrem Unbehagen noch die Krone aufsetzte, sie mußte allemal an den Gregor denken, so oft sie sich eine Antwort für den Bastel ausdachte.

„Lieber Herrgott,“ seufzte sie auf, „daß auch gerad' noch Sonntag sein muß, heut', und ich nicht flechten darf — da wollt' ich gleich die rechten Wort' finden — aber mit müßigen Händen geht auch im Kopf der Faden aus — was ist er doay ein bildsauberer Bursch' geworden, der Gregor,“ setzte sie plötzlich ohne jeden Zusammenhang hinzu, „und fort ist er auch,“ seufzte sie auf und schaute verloren vor sich hin.

Während Marzella sich in den Aufruhr ihres bisher so ruhig schlagenden Herzens nicht zu finden vermochte, kamen drei Bauern den Weg von St. Georgen herunter auf den Eckhof zu.

„Wenn er die Gicht hat,“ meinte einer von ihnen, „ist er vielleicht nicht so zäh', will's Gott —“

„Da kennt Ihr den Eckbauern schlecht,“ brummte der zweite, „der weiß mitsamt der Gicht, was er will, und daß sein Vieh das schönst' ist weit herum —“

„Hab' auch keine Fiduz,“ murmelte der Dritte.

Sie krazten ihre Stiefel an der Treppe ab und traten in den geräumigen Vorplatz des Eckhofes, der gut noch einmal so groß wie der Galgenhof war und fast ein herrschaftlich' Aussehen hatte. Als auf das Anklopfen der Männer kein „herein“ erfolgte, öffneten sie die Thüre und traten in die Stube. Ein starker Brantweingeruch duftete ihnen entgegen; auf dem Boden lag eine zerbrochene Flasche. Der Eckbauer, den Kopf auf den Armen, hing über den Tisch, und einer der Bauern meinte laut lachend: „Der Kerl hat einen Mordsrausch.“ —

Im nächsten Augenblick jedoch schrie er entsetzt auf und zeigte mit vorgestreckten Fingern auf den Hemdsärmel des Eckbauern, von dem das Blut in großen, schweren Tropfen hernieder troff. Sie riefen den Bauern an, sie rüttelten ihn, da gewahrten sie, daß er ein Messer in der rechten Schulter stecken hatte und nicht mehr atmete.

Entsetzt liefen sie zur Thür hinaus — in die Küche — in den Stall — kein Mensch war zu finden. Sie eilten die Treppe hinauf und hämmerten gegen die Kammern — eine der Thüren sprang auf, und Marzella stand in der Mitte der Stube, hochrot, ein Bild des Schreckens; sie hatte eben den Herzlebkuchen zum Fenster hinausgeworfen. Als sie die verstörten Bauern statt des Stiefvaters gewahrte, fragte sie aufs höchste erstaunt, indem sie ihre Schürze zu glätten suchte: „Ja, was wollt denn ihr — ist was passiert?“

„Freilich, freilich,“ stotterten sie, „bist du denn taub, 's muß ja höllisch hergegangen sein — drunten —“

„'s war ja kein Mensch da,“ verwunderte sich das Mädchen, „die Leut' sind alle nach St. Georgen, und ich hab' niemanden ins Haus gehen sehen.“

Sie waren unten angekommen, einer der Männer riß die Thüre auf: „So — haben wir ihn gefunden — so

stand's — 's Brotmesser ist ihm in die Schulter gestoßen worden — nun schnell nach Triberg zum Gericht — 's preßiert, 's preßiert bei Gott" —

Marzella, die geisterbleich unter der Thür stehen geblieben war, faßte einen der Männer krampfhaft beim Arm: „Ihr werdet mich doch nicht allein lassen — ich fürcht' mich.“ —

„Der Sohn wird bald da sein,“ hieß es.

Da fuhr's ihr wie ein Blitz durch die Seele: „Nur der nicht,“ schrie sie auf, floh die Treppen hinauf und verriegelte sich in ihrer Kammer.

Drittes Kapitel.

Es war gegen Abend; der Galgenhügel zeigte sich wie schwarz besäet von Menschen; auch der Himmel war schwarz; niemand erinnerte sich, ihn so drohend gesehen zu haben. Schwere Nebelmassen hingen an den Bergen, durch die Bäume heulte der Wind, und Scharen von Raben zogen kreischend übers Feld. Jetzt zeigte sich auf der Straße von Triberg ein Zug, der von der Menge mit einem dumpfen Gemurmel der Befriedigung begrüßt wurde.

Gregor, der unter der Thür des Galgenhofes stand, sah ihm entgegen; erst vor wenigen Augenblicken war der Bursche aus der Fremde heimgekehrt; ruhelos, ohne bei seinem Meister auszuhalten, war er umhergeirrt, bis ihn ein furchtbares Gerücht über Hals und Kopf in die Heimat trieb. Er kam eben an, als der unheimliche Zug von der Triberger Straße in die Fuchsfalle einbog. — Deutlich, entsetzlich deutlich erkannte Gregor die zusammengefauerte Gestalt im grauen Gewand, welche auf dem Karren dahergezogen wurde. Es war, als ob alle Adern an der Stirne

des Burschen zerspringen wollten, als ob ihn ein Fieber schüttle, so heftig schlugen ihm die Zähne aufeinander. Einen Augenblick kehrte er sich mit solcher Wucht gegen das Haus, als wolle er die Stirne gegen die Mauer einrennen — plötzlich aber hielt er mitten in seinem Beginnen inne.

„So geh' zu Grund, Welt,“ keuchte er und eilte, die Augen mit den Händen bedeckend, um nichts mehr zu sehen, in den nahen Wald, der die Fuchsfalle umschloß.

Der Zug kam näher; von den Leuten auf dem Galgenhügel ging ein Gesumme wie von Tausenden von Bienenkörben aus; die Kinder hockten auf den Bäumen, und von Zeit zu Zeit krachte ein Ast, daß alles darunter zusammenfuhr und für einen Augenblick eine Todesstille eintrat.

Unterhalb des Galgenhügels wurde der Karren angehalten, und der Geistliche half der an den Händen gefesselten Verbrecherin beim Aussteigen.

Aufrechten Hauptes schritt sie an seiner Seite zur Richtstätte hinan.

„Sie hat nicht bereut,“ flüsterten die Weiber und bekreuzigten ihre flachen Stirnen, „schaut Kinder, so sieht eine Verdammte aus.“

Der Geistliche betete laut neben dem Mädchen hergehend, dessen rundes, rosiges und lachendes Gesicht in wenigen Wochen lang, schmal und steinern geworden war.

Als man sie nach Triberg geholt, gleich nach der Anzeige des Mordes, war ihre Seele zwar beklommen und von Schrecken und Angst erfüllt gewesen, allein daß sie selbst in den Verdacht der schrecklichen That kommen könne, davon hatte sie keine Ahnung. Und nun begannen die Verhandlungen, und sie wurde plötzlich gewahr, wo die Fragen hinausliefen — was man ihr zutraute. Die Thränen der Kränkung und Schmach, die Beteuerungen ihrer Unschuld, von Drohungen untermischt und Klagen — nichts

machte Eindruck. Sie mußte das für ihre Unerfahrenheit so verblüffende Verfahren peinlicher Verhöre über sich ergehen lassen; dann saß sie in der Haft und hatte Zeit, über ihr Schicksal zu brüten.

Sie grollte und stöhnte, sie haßte und verachtete die Menschen, die ihr eine so scheußliche That zutrauten, und sie mit ihren Fragen in die Enge trieben. Sie mußte sehen, wie sie mit jeder Antwort, die sie in der Empörung ihres Herzens gab, das Netz der Gefahr dichter um sich zog — machtlos trotz ihrer Unschuld; denn es war ja alles wahr, was man gegen sie vorbrachte — sie hatte in der That in der letzten Zeit nicht mehr gut mit dem Stiefvater gelebt, und in St. Georgen gegen eine Freundin geäußert, wenn's ihr der Stiefvater noch lang so mache, werde sie sich einmal auf die Hinterfüße stellen, und — mit dem alten kranken Mann schon fertig werden. — Auch war sie im höchsten Grad verwirrt gewesen, als die Männer an jenem unglücklichen Sonntag nachmittag sie in ihrer Kammer gesucht. Die Herren vom Gericht lächelten ob ihrer Behauptung, daß ihre Verwirrung nur von dem Herzlebkuchen hergerührt habe, den ihr der Bastel geschickt. — Ob sie auch deshalb mit solcher Dringlichkeit das Gesinde fortgesandt und sich eingeschlossen habe — hatte da nicht noch irgend etwas andres mitgespielt und sie zu all den Vorsichtsmaßregeln veranlaßt? — Nein, beteuerte sie, nichts als die Angst vor dem Stiefvater, der wütend gewesen wäre, wenn er gehört, von wem sie das Geschenk erhalten. Als darauf angespielt wurde, ob es nicht dennoch zu Thätlichkeiten zwischen ihr und dem Eckbauern gekommen, warf sie in verächtlichem Stolz den Kopf zurück und schwieg. Wie oft sollte sie es noch sagen und beteuern, daß dem nicht so war — diese Menschen hatten es darauf abgesehen, ihr die Schuld aufzuladen, von der ihre Seele nichts wußte.

Einmal so weit, nahm sie sich vor, überhaupt keine Antwort mehr zu geben, verweigerte auch jede Aufklärung über jene Worte „nur der nicht“ — die sie in der Verzweiflung ausgerufen, als die Männer ihr von Bastels Kommen sprachen. Sie wurden ihr als Aeußerung des Schreckens ausgelegt, dem Neffen des Gemordeten zu begegnen.

„Schrecken war's freilich,“ murmelte Marzella, aber daß es nur der Schrecken war, mit dem Bastel zusammen sein zu müssen, der von ihr Liebe und Treue verlangte, während ihr plötzlich im Innern klar geworden war, deine Lieb' und Treu' möcht'st du dem Gregor versprechen — das behielt sie für sich.

Bastel, der den Verhandlungen beiwohnte, und von des Mädchens Unschuld so überzeugt gewesen war, wie von seiner eigenen, machte ein immer längeres Gesicht, je verworrener und unklarer sich die Aussagen der Angeklagten gestalteten. Und als sie halb zu Tod geheßt und außer sich vor Erbitterung, nur um endlich in Ruhe gelassen zu werden, die immer wiederkehrende Frage nach ihrer Schuld mit einem trozig gellenden: „Nun ja — ja — ich hab' ihn umgebracht,“ beantwortete, schwanden auch dem Bastel die letzten Zweifel aus der Seele.

Marzella aber, die in troziger Verstocktheit keine weitere Frage mehr beantwortete, da ihr überhaupt ein Weiterleben nach dem, was sie erfahren, als Schmach erschien, wurde zum Tode durch den Strang verurteilt.

Und nun stand sie auf dem Richtplatz; der Geistliche hatte sie zum letzten Vaterunser aufgefordert, allein statt zu beten, richtete sie den Blick groß und anklagend zum Himmel: ich hab' nichts abzubitten, hieß es in ihrem Innern, droben sind sie schuldig — wenn's keine Gerechtigkeit gibt —

Ein paar heftige Donnerschläge fuhren in den Wald, es wurde fast Nacht, und auf die Köpfe der erregten Menge prasselte ein verheerender Hagel nieder.

„Das ist der Zorn Gottes, weil sie nicht Buße thut,“ ging's von Mund zu Mund, „knüpft sie auf, die Here — macht fort, daß sich der Himmel versöhnt —“

Der Richter gab dem Henker das Zeichen zur Vollziehung des hochnotpeinlichen Gerichts — die Leiter wurde an den Galgen gelehnt, und die schwarze Gestalt des Henkers stieg daran empor. Es war auf dem ganzen Richtplatz, unter dem Schauer des Hagels und dem Ziehen der Nebelmassen kaum mehr zu sehen als das weiße, vom Wind hin und her gezerrte Chorhemd des geistlichen Herrn, der mit aufgehobenen Armen laut betete, dessen Stimme aber unter dem Getöse der entfesselten Elemente niemand vernahm.

Die Menge drückte sich gegeneinander, fluchend und schimpfend — es half nichts — immer dichter senkten sich die Nebel über die grauenvolle Scene, so daß kaum die Zunächststehenden die schlanke Gestalt wahrnahmen, wie sie lautlos, mit geschlossenen Augen, die Stufen der Leiter erklimmte. In demselben Augenblick, als diese weggezogen wurde, flammte es plötzlich rechts und links, in allen Ecken und Enden des Waldes auf, und eine Stimme, deren Kraft das Heulen des Sturmes, das Prasseln des Hagels und die Schläge des Donners übertönte, schrie — Feuerjo! — Von allen Seiten, aus allen Ecken und Enden tönte es — Feuerjo! Feuerjo!

Eine Panik fuhr in die Menge; jeder sah sein Eigentum bedrängt, sein Heim in Gefahr, und es entstand eine blinde Flucht, ein verzweifelttes Durcheinanderrennen, Ueberstürzen, nach Hilfe rufen, — Feuerjo — Schreien — und der Galgen stand verlassen.

Nur einen Augenblick — dann erhob sich abermals

die schwarze Leiter, ein Mensch stieg daran empor, gleich darauf mit einer leblosen Gestalt in den Armen, den Abhang hinuntereilend, in den nahen qualmenden Wald. —

Als die erste Panik vorüber war und die Männer des Gerichts sich mit dem Geistlichen wieder auf der Richtstätte zusammenfanden, von wo sie die fassungslose Menge mit heruntergeriffen, stand der Galgen leer.

Viertes Kapitel.

Gregor zimmerte Tag und Nacht an der Ausbesserung eines kleinen, neben der großen Stube liegenden Gelasses, in welchem man das Gerümpel des Hauses seit Generationen aufgespeichert hatte. Ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, empfing der Bursche die nach der Vermißten forschenden Gerichtsdiener, führte sie durchs ganze Haus und gab ihnen noch gute Ratschläge mit auf den Weg, sie besonders auf den winkelreichen Eckhof aufmerksam machend, wo die Unglückliche gar leicht in sicherem Versteck sitzen könne.

Die Nachforschungen ergaben jedoch nicht das geringste, und Gregor, mit jedem Schlupfwinkel des Waldes vertraut, holte eines Nachts, nachdem die Fuchsfalle gründlich durchsucht worden war, Marzella aus dem Steinbruch, wo sie, warm gebettet und wohl geborgen, zwei Tage und zwei Nächte fiebernd und ohne Besinnung zugebracht.

Nun lag sie in dem kleinen Gelasse, noch immer nichts von sich und der Welt wissend, die ihr so übel mitgespielt; Gregors Mutter pflegte sie.

„Ihr schweigt,“ hatte ihr der Sohn gesagt, „ich hab' sie retten müssen, denn sie ist unschuldig — ich bin's, der den Eckbauern mit dem Brotmesser im Säzorn niedergestochen — es geschah, weil er mich höhnte, als ich um

die Marzella freien wollt' — dafür, daß ich der legt' sein sollt', der in den Eßhof sitzen dürft' — Mutter, ich rat' Euch, haltet reinen Mund und tretet mir nicht in den Weg, sonst weiß ich nicht, was ich thu'!" —

Monika war gewiß nicht die Natur, ihm in den Weg zu treten: im Zusammenleben mit einem gewaltthätigen Mann und dem ebenso gearteten Sohn, war ihr das Schweigen und Ducken zur Gewohnheit geworden. Sie hatte sich in aller Stille der Frömmigkeit ergeben; im Stall, vor einer kleinen Nische, in der eine aus Holz geschnitzte Madonna stand, fröhnte sie derselben nach Herzenslust. Zuweilen, wenn sie es besonders wichtig hatte, zündete sie ein Talglichtlein zu Ehren der Muttergottes an, und erzählte ihr im Schein desselben all' ihr Weh und Herzeleid. So auch eines Abends; es waren ein paar Wochen seit dem schrecklichen Ereignis verflossen, das noch alle Gemüther im Umkreise von zwei Stunden mit Schauer erfüllte. Wer über die Fuchsfalle seinen Weg nehmen mußte, suchte so eilig als möglich den unheimlichen Ort zu verlassen, wo der Teufel die Gehängte noch bei lebendigem Leibe geholt. Also wurde die Stille des einsamen Oberthales selten durch einen andern Laut als das Brüllen des auf den Höhen weidenden Viehs, oder dem gelegentlichen Schrei eines vorüberziehenden Raben unterbrochen.

„Heilige Muttergottes,“ murmelte Monika vor ihrem lichtumflossenen Heiligeneckchen, „bitte für uns arme Sünder — denn ach, er ist ein großer, ich will dir's nicht vertuschen, nur hab' ein Erbarmen und ein Einsehen, heilige Muttergottes, der Zehzorn ist ja auf meine Rechnung zu schreiben, denn der Herr Pfarrer hat gesagt, ich hätt' ihn müssen dem Buben austreiben, da ich die Mutter bin —“

Und die Alte bückte sich mit der Stirn bis auf die

Erde, und blieb so, wie erdrückt unter der Last ihres Gewissens, eine Weile liegen. Dann löschte sie das Licht und ging in die große Vorderstube. Gregor saß hier mit aufgestülpten Ärmeln und hantierte mit Talg, den er in niedrigen Bütteln um sich herum stehen hatte. Zuweilen warf er einen eigenen aufmerksamen Blick nach der Wand, an der die Thür verschwunden war, nur schien hier das Holzgetäfel neuer als an den andern Wänden.

Als die Mutter, welche sich an dem großen Kachelofen im Hintergrund zu schaffen gemacht, mit einer Schüssel dampfender Suppe an dem Sohn vorüber wollte, hielt er sie plötzlich am Arme fest: „Ich will sie ihr heut' bringen.“

Nun aber zitterten seine Hände so heftig, daß er die Schüssel auf den Tisch setzen mußte; der Atem schlug ihm bis an den Hals, er wischte an seiner Weste herum, zog die Ärmel herunter und brauchte eine ganze Weile, bis er sich soweit gefaßt, daß er die Schüssel wieder aufnehmen konnte. Er ging damit nach der hintern Wand und schob die Vertäfelung zurück.

In dem kleinen Raum, der keine Fenster besaß, flimmerte eine Talgkerze; es war ein wohliges Nestchen, von außen so dicht mit Holzrinden umgeben, daß weder Kälte noch Hitze viel durchzudringen vermochten. Auf einem Stuhl neben dem Bett saß Marzella und flocht Stroh; sie that es träge und gleichgültig, und das Geflecht hing ihr grob und uneben über den Schoß. Es rührte sich nichts in ihrem wachsweißen Gesicht, als Gregor mit der Suppe vor sie hintrat.

„Komm', isß ein wenig,“ bat er — und nicht sie allein, auch er sah aus, als habe er eine schwere Krankheit überstanden; nur bebte und zitterte an ihm alles wie in tiefster Erregung, während ihr Inneres wie erstarrt schien, wie tot. Er gab ihr zu essen wie einem Kind, und sie aß,

mechanisch dabei weiterflechtend. Auf einmal sagte sie, ihre Arbeit mit einem Ausdruck des Entsetzens von sich weghaltend: „So hätt' ich früher nie geflochten.“ —

Und nun schluchzten sie beide laut auf, und nichts war der Gewalt ihrer Thränen vergleichbar.

Als er am folgenden Tag wieder kam; fand er sie um ein wenigés belebter, sie hatte eine neue Flechterei angefangen, und bat ihn, die alte, welche zusammengeknäult in einer Ecke lag, mit hinaus zu nehmen. Er that's, froh, daß sie endlich einmal etwas wünschte und nicht mehr so tot und stumpf aus ihrem blassen Gesicht sah.

Und der ungefüme, rücksichtslose, bisher nur seinen Impulsen lebende Mensch entwickelte nun die Geduld einer Mutter dem unseligen Geschöpf gegenüber. Er brachte ihr Blumen, Beeren aus dem Wald, kleine Geschenke aus dem Städtchen, wo er seine Talglichter verkaufte; er wurde nicht müde, ihren erschlafften Lebensgeistern, die wie unter einem Druck lagen, mit sanfter Güte zuzusprechen, und brachte es mit unsäglicher Mühe dahin, daß sie allmählich etwas auf sich zu achten begann, nur oberflächlich zwar, aber sie errötete, wenn er ihr das kurz geschnittene Haar aus der Stirne strich und das offene Schuhband sorgsam zur Schleife knüpfte. Ihre noch immer in Hast, Unruhe oder Trägheit gefertigten Flechtereien besserten sich, und der Blick der stummen Arbeiterin verlor etwas von seiner Stumpfheit — wenn Gregor in das kleine Geläß trat.

Da konnte er das heiße Blut nicht länger bändigen, er sprach dem Mädchen von Liebe, von Glück — er sagte ihr, daß der Himmel selber es ja so gewollt, denn ohne das Gewitter, ohne den dichten Nebel, den er gefandt, hätte er sie nimmer von dem entsetzlichen Ort wegtragen können.

Als habe sie ein Blitzstrahl geblendet, brach sie vor

ihm zusammen, mit einem verzweifelten Aufschrei die Hände vor die Augen schlagend.

„Schweig,“ stöhnte sie, „red' nicht davon — nur schütze mich vor den Menschen — daß ich den Menschen nicht mehr in die Hände falle.“ —

Und sie umklammerte seine Kniee mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden.

Fünftes Kapitel.

Das Glück, um das er einen Mord begangen, den halben Wald niedergebrannt und die Gerichte geprellt — war nun sein. Marzella that ihm jeden Willen und beugte sich vor ihm wie vor ihrem Herrgott. Aber er konnte es nicht vergessen, wie sie war, und daß ihre jammervolle Veränderung sein Werk.

Verlauf' dich nicht, hatte das liebe, sonnige Kind ihm zum Abschied nachgerufen, und behüt' dich Gott! —

Es gab Stunden, da hätte er sich mögen zu ihren Füßen werfen mit dem Bekenntnis: Ich habe mich verlassen — ich habe vom rechten Wege abgelassen, und du mußt die Folgen meiner Sünden tragen. —

Aber seine brutale, lebenskräftige Natur trug immer wieder den Sieg davon, und er hatte den Mut, das blasse Weib zu herzen, und ihre Wangen rot zu küssen. Er hatte ihr einmal Branntwein gegeben, um sie lustig zu machen, und nun lag sie ihm fortwährend in den Ohren, ihr wieder welchen zu geben, und je mehr sie in ihrer Genesung fortschritt, desto leidenschaftlicher beschwor sie ihn, desto heftiger war ihr Verlangen, denn die Bilder des Vergangenen stiegen heller und heller vor ihrer Seele auf, und sie wollte vergessen — um jeden Preis — um alles in der Welt. —

So oft hatte nie ein Talglicht vor der Muttergottes im Stalle gebrannt, als es jetzt der Fall war. Stundenlang kniete die alte Monika vor dem Heiligenbilde und schüttete ihr Herz aus: „O liebe Muttergottes, bei uns geht's zu! Wend' deine Augen ab, es graust dich sonst. — Wenn er ihr einmal keinen Branntwein geben will, wälzt sie sich am Boden und schreit, daß sich einem 's Herz im Leib 'rumdreht — o die arm' Kreatur, die arm' Kreatur — heilige Muttergottes, bitt' für sie! Was soll ich machen, was soll ich sagen — ich kann nichts sagen, ich hab' den Mut nicht — ich hab Zeit meines Lebens nur zu dir den Mut gefunden, denn da hab' ich gewußt, du fährst mir nicht übers Maul. Aber was steh' ich aus, o heilige Muttergottes, in allen Kirchen — bis hinein nach Triberg bin ich schon gewesen, und 's hilft nichts — jeder Pfarrer stichelt von der Kanzel herunter auf unsre heimlichen Sünden und Laster, daß alle Bauern auf mich schauen, und ich schier den Weg nimmer find' an den Bänken vorbei ins Freie. O heilige Muttergottes, ich will's ja aber gern erdulden und ertragen als Buß für den Sohn, wenn du nur halbwegs die Hand über ihn streckst, so wird ihm die Gnade der Reue.“ —

Davon war bis jetzt noch keine Rede, er wurde vielmehr immer sicherer, kühner und verderbter in seiner Sünde. Die blassen Wangen des jungen Weibes waren ihm länger kein Vorwurf, denn sie waren jetzt so rot fast wie die seinen; sie feierten Gelage miteinander, und wenn sie sich gegenüber saßen, sah eins so brutal und roh aus wie das andre; sie höhnten die Menschen, freuten sich, daß sie nach niemand zu fragen hatten, und sorgten sich nicht um den kommenden Tag.

Zimmer unordentlicher und verkommener sah's in ihnen und um sie aus; der alte Fähzorn erwachte in dem Mann,

er wurde wieder grob gegen die Mutter; ihr trauriges Kommen und Gehen, ihre kummergebückte Gestalt war ihm ein Vorwurf, der ihn aufbrachte; er ließ sie hart an, und da sie seufzte, schlug er sie.

Um diese Zeit hörten die Lichtlein auf zu Füßen der heiligen Muttergottes im Stall zu brennen, die alte Monika war entschlossen, ihr diese letzte Uebelthat ihres Sohnes zu verschweigen; sie kniete im Dunkel und betete unzählige Aves, die sie mit lauter Stimme herunterleierte — in der Hoffnung, auf diese Weise die Muttergottes auf andere Gedanken zu bringen.

Sechstes Kapitel.

Gregor war über zwei Wochen mit seinen Talglichtern und Holzschneidereien auf dem Jahrmarkt zu Hornberg gewesen; er hatte gute Geschäfte gemacht, denn was er anrührte, gelang ihm. Auf der Landstraße zwischen dem Galgen und dem dahinter liegenden Hof kam ihm die Mutter in kopfloser Angst entgegen.

„Es ist schon da,“ keuchte sie, „ein Buble — o um Christi und seiner heiligen Mutter willen, was sollen wir mit dem armen ungetauften Buble anfangen!“

Der junge Mann erblaßte und war mit ein paar Säzen unten; er rannte durch die Vorderstube und schob die Wand zurück: „Marzella!“ schluchzte er auf, dann war's einen Augenblick totenstill, und verwundert schaute er sich in dem veränderten Raume um. Das Kind lag in weißes Leinen gehüllt auf dem Bett, daneben saß die junge Mutter und flocht; sie legte den Finger auf den Mund und deutete aufs Kleine, und Gregor wagte kaum aufzutreten, als er

sich näherte. Dann bückten sich die beiden Menschen über das schlafende Geschöpfchen, und Marzella flüsterte leise und angstvoll: „Was soll daraus werden?“

Er zog sie vom Bett weg und hielt sie fest: „Was liegt an der ganzen Welt — sind wir uns nicht alles — was sollen wir denken und überlegen — wir wollen glücklich sein — o Marzella, ich bin fast gestorben vor Heimweh — ich habe dir so schöne Sachen mitgebracht.“

Er packte seinen Rucksack aus, und sie bewunderte die Kette und Ohrenringe und ließ sich von ihm schmücken; aber ihre Blicke irrten doch immer wieder zu dem Kinde hin, und sie holte eilig ihr Geflecht herbei. „Ich muß mich tummeln,“ meinte sie, „ich will ihm eine Wiege flechten, solch eine, die ich über meinem Bett fest mache, daß ich ihm in der Nacht einen Kuck geben kann; das hab' ich mir so ausgedacht. Wenn ich nur wieder das Flechten lernte wie früher, aber ich glaube, ich werd' es nie wieder so lernen, denn damals war ich — anders — und das Geflecht nimmt von den Gedanken an.“

„Wie blaß du bist,“ unterbrach er sie, „und ich hab' dich doch mit so roten Wangen verlassen.“

Sie schauderte zusammen: „Am Galgen bin ich unschuldig gehangen, aber jetzt — jetzt bin ich schuldig — o Gregor, ich will ja nicht denken, aber ich muß.“

„Du weißt, was ich kann,“ flüsterte er, „ich kann dir auch die Gedanken verjagen.“

In diesem Augenblick kam die alte Frau ins Stübchen geschlürft, sie ging zum Bett, beugte sich über dasselbe, machte unaufhörlich das Kreuzeszeichen über das Kinderköpfchen und murmelte dazu in abgerissenen Lauten: „Arm's Kind, arm's, arm's Kind.“

„So geht das nun fort den ganzen Tag,“ flüsterte Marzella, und starrte verstörten Blicks vor sich hin.

„Mutter,“ schrie Gregor in jähem Tone auf, „laß das Gethue, sag' ich, sonst vergreif' ich mich an dir.“

Monika flüchtete hinaus mit einem Schrecken und einer Hast, daß sie sich die Stirn an der Wand blutig schlug. „Gott im Himmel,“ jammerte Marzella auf, „wenn das Kind einmal so zu mir wär,“ und sie barg das Gesicht in beiden Händen.

Gregor ging hinaus; es hämmerte ihm in den Schläfen — dieses Weib war ihm wie entrückt durch die Gedanken, denen es nachhing — er durfte nicht mehr so lange von Hause fortbleiben, wenn jene nicht Meister über sie, über ihn — werden sollten.

„Oho,“ lachte er zu den mondbeschienenen Galgenpfeilern empor, „ich nehm's noch auf mich euch — ich hab' gethan, was keiner mir nachthut — ich bin mit dem Gericht, ich bin mit dem Menschenpack, ich bin mit dem Herrgott fertig geworden, und sollt' ein paar lumpige Gedanken nicht zum Teufel jagen können —“

Und er hielt die nervigen Fäuste den beiden Galgenfäulen entgegen, als wären sie die Gedanken, welche die Schwelle seines Hauses zu überschreiten drohten.

Aber sie kamen doch, sie kamen, als er im Schlaf lag, und legten sich ihm mit eiserner Schwere auf die Brust und schrieen's ihm in die Ohren — laut, gellend, mit entsetzlicher Deutlichkeit: Mörder — Mörder —

„Still, still,“ stöhnte Gregor im Schlafe, „ich hab's ja im Jähzorn gethan, er hat mir die Flasche ins Gesicht geworfen — gehöhnt hat er mich, ich sei ein nichtsnutziger Bub — der allerlezt, der auf den Eckhof zu sitzen käm' — da nahm ichs Brotmesser — im Jähzorn — auf Ehr' und Seligkeit —“

Und er erhob die gefalteten Hände im Schlaf.

Am andern Morgen saß Marzella früh auf und flocht;

sie blickte nicht von der Arbeit weg, auch nicht, als der Mann sie mit einem Blick der Angst und des Mißtrauens fragte, wer denn so jämmerlich gestöhnt habe in der Nacht. Sie gab ihm eine gleichgültige Antwort und setzte hinzu, er solle sie nun ruhig bei der Arbeit lassen, sie müsse ins Reine kommen über das Los ihres Kindes, und früher habe ihr das Flechten immer die Unruhe vertrieben.

Ihm war leicht, daß sein schreckliches Träumen nicht bemerkt worden war und pfeifend begab er sich an die häuslichen Geschäfte; von Zeit zu Zeit streckte er den Kopf in die Wandstube; er hätte gern ein wenig geplaudert, allein Marzella saß so ernst und steif auf ihrem Stuhl, daß man hätte glauben können, sie sei von Stein, wenn sich ihre Hände nicht bewegt hätten. Langsam und schwer, unter den tiefsten Herzensqualen machte sie sich das Schreckliche klar: er hat es gethan — und als der Abend kam, war sie mit ihrer Pflicht im Reinen.

„Du bist so sonderbar,“ warf er ihr eines Tages vor, „thu' ich denn nicht alles, um dich glücklich zu machen, Marzella?“

„Das Wort paßt nicht auf uns,“ sagte sie, „ich leb' und sollt' nicht leben, und unser Kind hat keinen Schutzengel am Bett — weil ihm die heilige Taufe fehlt; da wär' glücklich sein eine Sünd' —“

„Du sollst aber glücklich sein,“ schrie er schnell, vom Zorn erfaßt, „hörst du — ich will's,“ — er schüttelte sie, erst nur wenig, dann heftiger und heftiger. Sie senkte das blasse, traurige Gesicht und ließ es geschehen. Da warf er sich ihr zu Füßen, weinte wie ein Kind und bat um ihre Liebe. Sie hätte ihn gern mit ihren Armen umschlungen — den trotz allem geliebten Mann — aber es stand ihr wie mit feurigen Buchstaben in die Seele geschrieben: wir dürfen nicht glücklich sein. —

Darnach richtete sie ihren ganzen Wandel; sie konnte dem Manne die Rechte, die er sich einmal über sie genommen, nicht gleich und ganz entziehen, aber sie verwandelte seine Leidenschaft in bittere Verzweiflung durch ihre Zurückhaltung, ihr schmerzliches Gewähren. Unaufhaltsam weiter flechtend, richtete sie eine Scheidewand um die andre zwischen sich und dem Unglücklichen auf; bald wagte er nicht mehr, zu verlangen, sie um die kleinste Gunst, um einen Blick, um ein Wort bittend. Aber sie blieb sich und ihm hart, lauerte auf jede Regung seines Innern und beobachtete den mächtigen Kampf des lebenskräftigen Mannes, der sein Glück nicht loslassen wollte. Sie litt mit ihm und untergrub es dennoch; sie saß wie eine Parze und flocht sein Schicksal, und mit der Feinheit des Geschlechts nahm ihre Seele zu an Klarheit, Ruhe und Festigkeit des Entschlusses. Wenn er aufbrauste in heißem Verlangen, wenn der alte Jähzorn ihn übermannte, so sah sie ihn nur an, und der stumme, vorwurfsvolle Ausdruck ihres Blickes brachte ihn zum Schweigen.

Sie waren gekommen, die Gedanken, und hatten sich in seinem Hause eingenistet; sie grinsten ihn an aus allen Ecken und Winkeln; sie sprachen aus dem Lallen seines Kindes und richteten ihn aus Marzellas Augen.

Weiß sie um deine Schuld — hießen sie — und wenn nicht, warum weicht sie vor dir zurück? O, wenn er sich hätte Klarheit verschaffen können!

Dann wieder kamen Augenblicke über ihn, da sagte er sich: sie weiß von nichts — es ist nur der Kummer über das ungetaufte Kind, der sie niederdrückt — wär' es getauft, könnt' alles wieder gut werden.

Er besann sich — hatte er nicht stets fertig gebracht, was er unternommen — er wollte sehen, ob er noch der Alte war.

Eines Abends — er trug das Kind oft hinaus unter den Sternenhimmel, da es unter Tages nicht geschehen konnte — kam er zu Marzellas Erstaunen nicht um die gewöhnliche Zeit zurück, und auch die ganze Nacht nicht. Sie stand unter einem Fenster der vorderen Stube, flocht an ihrer Arbeit und lugte dabei hinaus. Sie war nicht ängstlich, denn sie wußte, daß er das Kleine hütete wie seinen Augapfel, aber sie wunderte sich, was er wohl mit ihm vorhaben mochte.

Es war selten, daß sie in die vordere Stube kam; ihr Fuß hatte den Grasboden vor der Schwelle des Hauses nicht mehr betreten, seit das unselige Geheimnis sie zur Mitwisslerin hatte; sie gönnte sich nicht einmal die nächtliche Luft, wollte nichts haben, was ihr Herz erfreute, so lange der Mann in Schuld und Sünde lebte.

Die Sonne stieg eben glühend rot aus dem Osten, als Gregor mit dem Kind über die Schwelle trat; es machte große Augen, denn es hatte zum erstenmal den Tag draußen werden sehen und die herrlich glühende Morgensonne hinter den Bergen aufsteigen, und über dieses Ereignis stand ihm das Mäulchen vor Verwunderung weit offen.

Gregor aber legte Marzella das Kind in die Arme, und seine Stimme zitterte, als er die Worte sprach: „Das Kind ist getauft, ich bin drüben, hinter St. Georgen beim Waldbruder gewesen; er hat meine Bitt' erhört und für ein Duzend Kerzen das Kind getauft; es heißt Benedikt — der Segenbringende, hat der Waldbruder gesagt.“

Er stand da in Erwartung, daß es nun wieder werden möchte, wie früher, und ihre Arme sich um seinen Hals legten. Aber sie rührte sich nicht, obgleich ihr das Herz zum Zerpringen schlug vor tiefstem, innigstem Mitleiden mit dem Manne, der erschöpft von dem weiten Weg, den er in der denkbar kürzesten Zeit zurückgelegt, demütig, auf

feinen Lohn harrend, vor ihr stand. Heiß pochte die Sehnsucht nach Glück in beider Herzen einander entgegen, es zog sie wie mit Gewalt das eine zum andern hin. Aber da riß es Marzella mit einem plötzlichen Ruck von ihm zurück, und das Kind kraftvoll in die Höhe haltend, als gedenke sie einen bösen Zauber zu beschwören, sprach sie in einem Tone, der wie eine Offenbarung klang: „Ihm ist der Weg zum Himmel offen, aber wir — müssen ihn noch suchen.“

An diesem Abend war's, daß wieder einmal ein Lichtchen vor der heiligen Muttergottes im Stall seinen blassen Schein um sich verbreitete. Auf dem Boden kniete die alte Monika und schluchzte vor Freuden und konnte kaum sprechen, und schlug nur immer wieder die abgeschafften Hände zusammen und streckte sie hinauf zum Heiligenbild: „'s ist getauft — o du glorreiche, allgütige, heilige Muttergottes, unser Kind ist getauft! — Unser Büble ist in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen, und der Teufel hat seine Macht an ihm verloren. Du Allergescheiteste, du Helferin in der Not, jetzt versteh' ich dich und bitt' ab tausendmal, daß ich hab' wollen gescheiter sein und nicht begreifen, daß ein Kind auf die Welt kommt, in all' das Elend hinein. Es hat müssen kommen und den Teufel vertreiben — und nun walten die Engel im Haus, und du hörst kein böses Wort, heilige Muttergottes, und 's ist wie in der Kirch', daß man nicht laut auftreten mag. O du heilige, gebenedeite, zu aller Zeit hilfreiche Jungfrau Maria, ich will dir nichts mehr vorschreiben, aber du weißt, am Fähzorn bin ich schuld, und der hat alles Unheil angericht'!“

Siebentes Kapitel.

Ja, es war still im Hause wie in der Kirche; Marzella flocht in ihrer Wandstube, Gregor hantierte nebenan mit feinen Talgkerzen. Aber es war eine Spalte der Schiebthür offen, zu der das Kind aus- und einlief; es lachte und plauderte den ganzen Tag und hatte immerfort von der Mutter zum Vater zu gehen, als trieben es Gott weiß was für wichtige Geschäfte.

Es war inzwischen gar schön geworden in der stillen Arbeiterin Geläß, ein feines, mattweißes Strohgeflecht bedeckte den Boden; Tisch und Stuhl waren von der gleichen Art; an den Wänden hingen allerlei bilderähnliche Geflechte, Sterne, Sonnen, zierliche Vierecke. Jetzt flocht Marzella eine blutigrote Dornenkrone auf weißem Grund.

Geräuschlos, immer ängstlich bemüht, so leise wie möglich aufzutreten, ging Monika zwischen den stillen Menschen umher und betrieb den Haushalt; stand sie im Halbdunkel am Kachelofen, trippelte der kleine Benedikt alle Augenblick in die dunkle Ecke und hielt die Großmutter fest und lachte sie an und riß sie an den in Kummer und Sorgen ergraute Haaren. Da wurde ihr dann so selig zu Mut, daß sie hinausgehen mußte, um nicht hell aufzuschluchzen und zu jubeln über den Sonnenschein, den diese Kinderseele in ihr Leben gebracht. Und sie konnte wieder lachen, konnte sich vergessen und mit dem Kleinen jene Späße treiben, die seinem Alter zukamen. Die Eltern konnten es nicht; sie saßen in schwerer Seelenarbeit, jedes auf seinem Platz, im Inneren fortwährend miteinander beschäftigt. Es vergingen Tage, an welchen sie sich nicht sprachen, nicht sahen; aber Gregor hörte die leise betende Stimme des geliebten Weibes durch die Thürspalte, und er wußte, daß sie für ihn betete und fühlte, was sie damit wollte.

Seit sie von ihm zurückgewichen, das Kind mit entsetzten, schaudererfüllten Augen zum Himmel hebend, wußte er, daß sie seine Schuld kannte; und er verstand ihr ganzes Wesen, ihr Darben und Beten.

Er hatte den Hof verlassen, irrte über eine Woche in der Fremde umher, seine Dual zu betäuben suchend, nach Vergessenheit ringend; umsonst — das Weib mit dem blassen Gesicht, den weißen, ewig flechtenden Händen, rief ihn wieder zurück. Denn daß sie nicht sprach, daß nie ein Vorwurf, nie eine Klage um ihr verlorenes Leben über ihre Lippen kam, das eben war's, was ihn mit solcher Gewalt an sie fesselte, was die rohe Natur in ihm händigte.

Er wäre im Stande gewesen, trotz der Schuld, die er auf sich geladen, glücklich zu sein — was er unter glücklich sein verstand — allein sie belehrte ihn eines Bessern — und sie war eine gute Lehrmeisterin.

Aus dem Abgrund der Verzweiflung, in den ihn ihre Unerbittlichkeit gestürzt, hob er sich allmählich mehr und mehr verwandelt empor. Erst legte er das Unordentliche, Zerfahrene ab, womit die Seelenkämpfe seinen inneren und äußeren Menschen gekennzeichnen; unbewußt begann er an und um sich die peinliche Ordnung und Sauberkeit Marzellas nachzuahmen; er wurde mäßig im Essen und Trinken, wollte nichts Besseres haben als sie, und die Ueberkraft seiner Natur, noch durch den Gram gedämpft, hörte auf, seine Sinne zu regieren.

Er bereute, und seine Reue war das Ergebnis seiner Liebe.

Also vorbereiteten Gemüths trat er eines Tages, um dem Kinde gute Nacht zu sagen, in Marzellas Stube. Das Kind saß auf Marzellas Bett; sie entkleidete es eben. Als der Vater hereinkam, nickte es ihm eifrig zu.

„Großmutter hat gesagt, ich soll euch zeigen, was ich

kann“ — und es faltete die Händchen: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm — aber gelt, Vater,“ fragte es plötzlich, mit großen, ängstlichen Augen zu ihm aufblickend, „du kommst doch auch?“

Er schrak zusammen — eine Posaune vom Himmel hätte ihm nicht tiefer, nicht schneidender in die Seele dringen können, als diese Frage aus dem Munde seines Kindes. Marzella war laut schluchzend mit dem Gesicht in den Schoß des Kleinen gesunken, ihr Körper erbebte in so gewaltsamer Weise, daß Gregor ob ihres Schmerzes seines eigenen vergaß.

„Sei ruhig,“ sprach er, sanft die Hand auf das Haupt des fassungslosen Weibes legend, „ich geh' nach Triberg.“

Aber das Gewaltthätige, Selbstherrliche seiner Natur kam auch in diesem gesteigertsten Augenblick seines Lebens zum Durchbruch.

„Es soll mich keiner anrühren,“ murmelte er, indem er sich früh morgens im Stall, beim ersten Schein des Tages, mit dem Weken eines Messers zu schaffen machte, „es kann dem Herrgott einerlei sein, wer mich umbringt, ich oder ein andrer.“

Die Mutter kam mit der Streu, und während sie sich bei der Arbeit abmühte, sprach er sanft, wie sie ihn nie hatte sprechen hören: „Ich bin immer grob zu Euch gewesen, Mutter —“

„Um aller Heiligen willen, Gregor,“ stammelte sie, „ich bin ja eine alte unnütze Frau.“

„Aber das Kind habt Ihr recht schön beten gelehrt,“ meinte er, „lehrt's weiter beten — ich geh' jetzt aufs Gericht nach Triberg — Ihr wißt, Mutter —“

Sie wußte, nahm seine kalten Hände zwischen die ihren, drückte und küßte sie und sank dann vor ihrer heiligen Muttergottes in die Kniee, mit dem Gesicht halb besinnungslos vor Herzeleid auf dem Boden liegen bleibend.

Gregor war in die Stube zu Marzella getreten. „Ich geh' jetzt,“ sagte er, „bleib' gesund —“

„Was mitbringen,“ schrie Benedikt, den die Mutter aus dem Schläfe gerüttelt. Die Blicke der Eltern begegneten sich; sein Gesicht hatte jetzt dieselbe Blässe, fast denselben Ausdruck wie das ihre. Er hätte das geliebte Weib so gern noch einmal ans Herz gedrückt, allein er fürchtete sich, weich zu werden und ließ es sein.

„Es thut mir leid, Marzella,“ sprach er leise, „daß ich dich nicht glücklich gemacht —“

„Jetzt bin ich's,“ schluchzte sie auf und warf sich an seine Brust, „o Gregor, ich hab' dich immer lieb gehabt — ich hab' nichts gewollt, als dich mit Gott versöhnen — die ewige Verdammnis von deiner Seele nehmen — und darum haben wir uns nicht freuen dürfen — in diesem Leben nicht — o mir ist, als wüß' ich schon jetzt, was ewige Glückseligkeit ist.“

Und sie küßte ihn, küßte ihn wieder und wieder und benetzte sein Gesicht mit ihren Thränen, und er wußte nun, Glück war etwas andres, als was er bisher darunter verstanden.

„Genug,“ sprach er, sich mit Gewalt zusammenraffend, „die Dinge gelingen nicht, wenn man mit zager Seele ans Werk geht.“

Er schritt hinaus, und sie riß das Kind an sich und folgte ihm. Die Sonne war eben aufgegangen und spiegelte sich in den Fenstern des Galgenhofes und warf ihren Widerschein über den Scheitel des blassen Weibes, das unter der Thür stand.

Gregor war aufrechten Hauptes davongeschritten, nun schaute er sich zum letztenmale um — und er glaubte nie etwas Schöneres gesehen zu haben, als wie sie so da stand, sonnenbeschienen, mit der Rechten verheißend nach oben deutend.

„Wie ein Heiligenbild,“ sprach er vor sich hin, und es fiel ihm ein, daß er damals dieselben Worte vor sich hingemurmelt, als das Kind ihm vom Galgen aus sein „Behüt' Gott“ nachgerufen und „verlauf dich nicht.“

Und diesmal verlief er sich nicht.

Achtes Kapitel.

Der Amtmann von Triberg hatte über zwei Stunden Marzella gegenüber in der Wandstube geseßen, und die Bestätigung ihrer Unschuld und wunderbaren Rettung durch ihren Mund erfahren. Er überbrachte ihr die Nachricht, daß Gregor sich nach dem vollen Geständnis seiner Schuld die Pulsadern aufgeschnitten, sterbend seinen Sohn als Erben genannt und ihm, dem Amtmann, die Bitte ans Herz gelegt, Marzella aufzusuchen.

Das junge Weib wurde noch um einen Schatten bleicher bei dieser Nachricht, sprach aber dann mit ruhiger Fassung, ohne dabei das Flechtwerk aus den Händen zu legen: „Daß er hinter die Friedhofsmauer zu liegen kommt, und die Leut' ihn als Selbstmörder verdammen, dagegen kann ich nichts; ich weiß doch, daß der Himmel seine Seele aufgenommen, denn Gott weiß alles und kennt die Arbeit, die der Mann gethan, und was es ihn gekostet, vom Leben zu lassen. Aber ich hab' mich nicht zu seinem Gewissen aufgeworfen, damit sein Bekennen mich weiß waschen soll; das hab' ich mir geschworen, ich bleib' im Dunkel und für die Leut' begraben. Wenn man so sitzt und flechtet, wird einem vieles klar, und ich hab' mir gesagt, das ist mirs Gericht zum wenigsten schuldig, daß es mir den Willen laßt. Ich geh' mit der Mutter in der Nacht fort, und dann soll sie mit mir zurückkommen und sagen, ich sei des

Gregors Liebste, die er in der Fremde draußen gehabt; wer Dinge erlebt wie ich, den kann nichts mehr anfechten auf der Welt —“

„Haltet, liebe Frau,“ unterbrach sie der Amtmann, „so geht's doch nicht, das Gericht kann unmöglich die Schuld auf Euch sitzen lassen, ihm ist die Wahrheit Pflicht —“

Marzella besann sich, dann meinte sie: „Wenn's nicht anders geht, so mag's drum sein und meine Unschuld an den Tag kommen, aber es wär' nicht auszuhalten, wüßten die Bauern, daß ich am Leben bin, und drum verlang' ich, laßt mich gestorben. Die Herren vom Gericht sollen sich nur in die Lage versetzen; es ist eine Lüg', aber die Wahrheit brächt' mich von neuem an den Galgen, von dem ich nimmer los käm', daheim nicht, und in der Fremd' nicht. Wen's grämt, daß die Sach' so nicht in der Ordnung ist, dem sag' ich, es war auch nicht in der Ordnung, eine Unschuldige zu hängen; den Fleck können mir die Herren vom Gericht nicht aus dem Leben löschen, und wenn sie die Sach' noch so breit schlagen; sie sollen denken: hier hat der Herrgott Ordnung gemacht und dran lernen, wie er langsam geht und nicht gleich aufknüpft. Das ist so meine Meinung, sie sollen sich's überlegen.“

Sie überlegten sich's und brachten Marzellas Unschuld zu Tag, ohne ihrer als einer Lebenden zu erwähnen.

Sie selber führte ihr altes Dasein auf dem Galgenhof weiter; die Bauern hielten sie ihrer weißen Gesichtsfarbe wegen und weil sie nie zur Kirche ging, für krank; über ihre Vergangenheit zuckten sie die Achseln.

Die alte Monika dagegen war eine um so eifrigere Kirchengängerin geworden, und wenn der kleine Benedikt vor ihr stand und sie, die Hände über seinem Haupt gefaltet, zum Altar aufblickte, sah ihr scharfes, faltenreiches,

abgeschafftes Gesicht vor lauter Dankbarkeit, Demut und Gottvertrauen wie ein selig verklärtes aus.

Draußen aber vor der Kirche ließ sie es sich angelegen sein, die Unzugänglichkeit Marzellas durch besondere Liebenswürdigkeit gut zu machen, indem sie, den störrischen Benedikt nach sich ziehend, über alle Todesfälle heulte, und jede Geburt und Hochzeit, die ihr verkündet wurde, mit lautem Freudengeschrei begrüßte. Hierauf dichtete sie Benedikts Mutter mit jedem Sonntag, den Gott werden ließ, ein neues Uebel an, damit's die Leute ja begriffen, warum sie nicht in die Kirche kam.

Marzella wußte nichts von den Anstrengungen ihrer Schwiegermutter; sie hatte sich der Menschen entwöhnt und brachte es nicht über sich, unter sie zu treten; denn wenn sie nur vom Stubenfenster aus einige beisammen stehen sah, gleich tönte ihr jenes gewisse dumpfe Summen in den Ohren und raubte ihr den Atem.

„Ich gehör' nicht mehr zu ihnen,“ sagte sie sich, „ich hab' genug — ich hab' mein Kind —“

Als jedoch Benedikt groß genug war, die paar Kühe zur Weide auf den Galgenhügel zu treiben, gewann er sich eine neue Freundin, über die er die ernste Mutter und die alte Großmutter ein wenig vernachlässigte. Jenseits des Hügels nämlich, ein gutes Stück von ihm entfernt, sah er zuweilen eine kleine Gestalt mit goldig glänzendem Haar auf der Wiese auftauchen, wie sie sich ernstlich mit ein paar Ziegen herumstritt, die immer dem Galgenhügel zustrebten, als schmecke das Futter dort besser.

Die kleine Hirtin war des Bastels Kind, der eine reiche Frau genommen, die ihm früh gestorben war.

Es währte nicht lang, saßen die Kinder behaglich an einen der Galgenpfeiler gelehnt, von wo sich's so hübsch ins Weite schauen ließ, und der Wind spielte in den Haaren

der einander zugeneigten Köpfchen, und sie hatten's gar wichtig.

„Du, wir backen aber helleres Brot als ihr,“ sagte das Mädchen und schlug mit dem Gertlein auf die rostigen Zehspitzen, und lachte dabei so laut und lustig, daß es eine Freude war. Benedikt schaute sie erst verwundert an, dann, wie angesteckt, lachte er mit, und nun trieben sie das Geschäft miteinander und konnten kaum zu sich kommen, und fanden es so schön, daß sie alle Tage von vorn damit anfangen. Und sie hatten immer etwas zu schaffen, zu planen, zu unternehmen; er mußte mit einer Hacke das Erdreich lockern rings um die steinernen Pfeiler, und Waldburg setzte die Ableger hinein, die sie aus ihres Vaters Garten in ihrem Schürzchen heraufgetragen. Dann als sie müde von der Arbeit, mit hochroten Gesichtchen einander gegenüber standen, erfaßte sie plötzlich, sie wußten selbst nicht warum, eine so unbeschreibliche Freude über ihre That, daß sie einander bei den Händchen faßten, und die unheimlich zum Himmel ragenden Pfosten laut singend umtanzten.

Das Gesäete aber sproßte auf und allerlei wild durcheinander ragende Ranken von Epheu, Jasmin und wilden Rosen legten sich mit jedem Jahr dichter und enger um die Pfeiler von Stein mit ihrer traurigen Geschichte. Die Kinder aber wuchsen auch, und ihren Herzen genügten nicht länger die kindischen Spiele.

Die Bäuerin hatte es kommen sehen und nahm sich vor, in aller Stille abzuwarten, was des Eckbauern Beschluß sein würde. Das verzweifelte Beginnen des Sohnes, der wie der Vater, gleich mit dem Kopf durch die Wand wollte, brachte ihren Entschluß zur Reife.

„Ich hätt' nicht sollen das Leben so hinter mir abschneiden,“ sprach sie flehend, mit lautlosen Schritten über den Strohboden ihrer Stube schreitend, „nun steht er auch

allein, und die Bauern wollen nichts mit ihm zu thun haben, wie mit mir — kommt er aber in den Eckhof, ist alles gut.“

„Gelt, ich soll reden?“ flüsterte sie, den Blick auf die Dornenkrone über ihrem Bett richtend, als kröne sie in ihren Augen ein Haupt, das ihr allezeit gegenwärtig war, „du weißt, ich hätt's nimmermehr für mich gethan.“

Neuntes Kapitel.

Es war Sonntag; Bastel saß in Hemdsärmeln am Fenster der großen untern Stube des Eckhofes, dessen er sich vor Zeiten bemächtigt, da niemand da war, der ihn gehindert hätte, die Hinterlassenschaft der hingerichteten Marzella an sich zu bringen.

Bastel hatte die Tochter in Begleitung des Gesindes nach St. Georgen geschickt, wo sie mit der Bas' auf den Tanzboden gehen sollte. Er hatte ihr befohlen: Es wird getanzt, und alle Sonntag wird jetzt getanzt — und vom Benedikt ist nicht mehr die Rede.

Nun war er zufrieden, rauchte und spuckte und trommelte dazu mit den Fingern auf dem Fenstergesimse.

„Ja, wer ist denn die,“ fragte er sich plötzlich, den Kopf ein wenig vorbeugend, um besser ausschauen zu können, „Wetter und Hagel, das ist ja die Galgenbäuerin — ein Staatsweibsbild, bei Gott, hab' sie noch nie so in ihrer ganzen Größ' gesehen — hilft nir, hilft nir, werd' ihr halt gerad' heimleuchten wie dem Bub auch; aber warum sie nur den weiten Weg unten nimmt und nicht über den Galgen kommt — merkwürdige Leut' das, merkwürdige —“

Es klopfte und Marzella stand auf der Schwelle; der schwarze, faltige Rock mit dem Sammetbesatz, unter dem die

roten Strümpfe hervorsahen, nahm die ganze Breite der Thür ein, sie trug die kurze, schwarze Jacke mit den bauchigen Ärmeln bis an den Hals geschlossen, den keine Kette zierte; in dem blassen, noch völlig faltenlosen Gesicht, das schneeweißes Haar umrahmte, rührten sich nur die Nasenflügel in leisem, kaum bemerkbarem Zittern.

„Grüß' Gott,“ sagte der Eckbauer, sich schwerfällig erhebend und die Pfeife aus dem Munde nehmend.

Marzella nickte, ihn kaum mit dem Blick streifend, denn ihre Augen irrten hastig durch die Stube, in der sie groß geworden, und es überkam sie ein Gefühl der Nüchternung, wie sie es lange nicht gekannt. „Ja, habt Ihr's denn auf den Thürpfosten abgesehen, Galgenbäuerin?“ fragte der Eckbauer, dem die Zeit lang wurde.

Nun trat sie herein, legte die Hand auf seinen Arm und schaute ihn durchdringend an.

„Ihr solltet mich schon einmal gesehen haben, Bastel, besinnt Euch?“

Er rückte das Käppchen in den Nacken, und seine Augen suchten und suchten. „Ja freilich — freilich — Herrgott, die Stimm' und 's Aug' — und alles — aber wo?“

„Nun, nicht weit von hier — aber erschreckt nicht — ich bin die Marzella.“

„Und da soll man nicht erschrecken?“ schrie der Bauer, und wäre gern davongelaufen, wenn ihn die Kniee getragen hätten.

Die Bäuerin weidete sich einen Augenblick an seiner Angst, und es fuhr ihr wie ein Triumphgefühl durch die Seele: so wie der, wär' der Gregor vor keinem Menschen gestanden.

Dann nahm sie einen Stuhl — der Eckbauer war ganz ohne sein Zutun, mit ausgestreckten Beinen auf die Fensterbank gesunken.

„Der Galgenbauer,“ begann sie, ohne lang zu warten, bis der Mann vor ihr wieder bei Atem war, „der Galgenbauer hat mich an dem schrecklichen Tag, wo die Gewitter ringsum einschlugen, und die Nebel wie graue Tücher über die Erde sanken, vom Strang geschnitten; ich hab' in seinem Haus verborgen gelebt; aber es hat ihm keine Ruh' gelassen, und er hat sich nach zweieinhalb Jahren dem Gericht gestellt — da er's gewesen, der im Fähhorn den Stiefvater umgebracht — weil dieser ihn gehöhnt, als er um mich freite, und ihm die Worte gesagt: ‚Er sollt zu allerlezt auf den Eßhof sitzen.‘ Ganz daselbe habt Ihr meinem Benedikt gesagt, und darum bin ich gekommen. Ich hätt' nicht für mich gesprochen, ich brauch' die Menschen nicht und bin eins geworden mit meinem Geschick, aber nun ist der Schatten davon auch auf den Sohn gefallen, und dem möcht' ich abhelfen. Meine Unschuld ist, wie Ihr wohl wißt, an den Tag gekommen, und Ihr könnt's beim Amtmann in Triberg hören, daß es auf meine Witt' verschwiegen worden ist, daß ich am Leben blieb. Und nun, Bastel, sagt Ihr noch die gleichen Wort', die so viel Elend über uns alle gebracht, wenn ich Euch bitt', dem Benedikt Euer Kind zu geben?“

Dem Eßbauern war die Pfeife längst ausgegangen, aber er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frau vor ihm von Fleisch und Blut, und kein Geist war. Damit erwachte auch sein Bauernwitz, und er war fest entschlossen, sich nicht so leicht ins Bodschhorn jagen zu lassen.

„Mir graust's,“ meinte er, „und Ihr müßt eingestehen, daß es jedem Christenmenschen grausen thät vor solchen Eltern — obgleich ich Euch gern gefällig wär, Marzella.“

Sie schüttelte das Haupt: „Biegt nicht aus — Ihr hättet's jezt in der Hand, Bastel, ein schweres Unrecht, das an mir begangen ist, mit einer guten That zu fñhnen;

habt Ihr keine Bedauernis für ein so grenzenloses Glend, wie das meine war — könnt's Euch nicht locken, eine heilende Hand auf meine Wunde zu legen?"

„Hm, hm,“ brummte er, „ich seh' nicht recht ein, warum gerad' ich das soll —“

„Nun, weil's auch ein wenig Euer Vorteil wär',“ sprach sie und erhob sich, „auf die Weis' käm' der Benedikt dann ohne Aufsehen auf seinen Hof, denn Ihr könnt Euch doch denken, Bastel, daß das Gericht mir gleich beistehen wird, zu meinem Recht zu kommen, wo sich's so schwer an mir versündigt.“

Da wurde der Eckbauer, der bisher rot gewesen, plötzlich blaß.

„Eigentlich, eigentlich habt Ihr recht, Galgenbäuerin,“ stotterte er, „es wird so am besten sein, man gibt die Kinder ohne viel Aufsehens zusammen, denn —“ suchte er seine Haß zu beschönigen, „was dem Ding den Ausschlag gibt, Ihr seid einmal meine Herzliebste gewesen, und das vergißt sich nicht so leicht, und darum also wird's am besten sein, man laßt die alten Geschichten ruhen.“

„Ich verlang's nicht anders,“ sprach sie, und ein unendlicher Hohn kräuselte ihre Lippen.

Der Bastel war nun ganz Besessenheit und Eifer: „Ich geh' mit hinüber,“ schwatzte er, „wir holen ihn gleich her — 's wird nicht lang dauern, kommt's Mäd'el heim — nun ja, die wird schauen — das gibt einen Spaß!“

Er steckte seine Pfeife an und schritt der Galgenbäuerin voraus, aber er nahm den Weg über den Hügel, und sie erschrak, ließ es sich aber nicht merken, obwohl ihr das Herz heftig zu schlagen begann, bei dem Gedanken, daß Bastels Augen auf ihr ruhten, und er ihre Schwäche gewahren könne. Indes wie sie höher kam, und die Blicke, wie um sich zu gewöhnen, auf die beiden gefürchteten Zeugen

ihres jammervollen Unglücks heftete, wurde ihr mit einß gar seltsam zu Mute. Um die hohen Steinpfeiler wanden sich dichte Ranken von Blättern und Blüten; Vögel nisteten in denselben, und sangen und zwitscherten so laut, daß das dumpfe Gefumse, welches in Marzellas Seele aufsteigen wollte, davon übertönt, in die Flucht geschlagen wurde. Und die Galgenbäuerin trat festen Schrittes, wie um zu versuchen, ob der böse Zauber wirklich gewichen, zwischen die beiden hohen, blumentumponnenen Galgenpfeiler.

„Ja, die Kinder,“ murmelte sie, und ein wehmütiges Lächeln umspielte ihren Mund, „die haben's gut gemacht.“ Dann suchte ihr Blick die Landstraße, auf der Gregor einst dahingeschritten und ein letztes Mal zurückgeschaut.

Dem Bastel aber flog beim Anblick der so lang und unverwandt ins Weite Blickenden etwas wie eine Ahnung durch das Hirn, daß mancher, der nicht am Galgen gehangen, diesem Weibe nicht das Wasser bot. Und also sprach er neben seiner Pfeife hervor, die Hände in den Taschen, im Tone aufrichtiger Betrübniß: „Es hätt' vieles anders kommen müssen.“

Da kehrte Marzella in die Gegenwart zurück, sah ihn von oben bis unten an und sprach: „Es war gut so.“

Feodegar, der Hirtenhüler.



Ein dichter Schnee bedeckte die Höhen des Schwarzwaldes, die zerstreut umherliegenden Höfe auf dem kalten Rücken des Todtnauerberges fast unter seiner Last erdrückend. Dem am höchsten liegenden Hof hatten die tief herabhängenden Schneeschichten gar nur ein einziges Fensterchen frei gelassen, das nun wie ein kleines, dunkles Auge aus den weißen Massen herauslugte.

Gegen dieses Fensterchen flog seit einer geraumen Weile Schneeball um Schneeball, die zuweilen mit solcher Wucht gegen die Scheiben schlugen, daß sie laut klirrten.

Die Absender dieser Wurfgeschosse, vier jugendlich abenteuerliche Gestalten, hockten ein gutes Stück von dem Hof entfernt, im Geröll; sie hatten ihre langen Mäntel abgeworfen, da die Sonne mit schier sommerlicher Wärme schien, den Schnee ringsum in ein krystallenes Meer verwandelnd.

Die Burschen trugen kurze Kniehosen aus Ziegenfell, und die vielfach zerrissenen Zwillichhemden ließen da und dort die sonnenverbrannte Haut durchschimmern. Grimmer Ernst lag auf den jugendlichen Mienen, der sich in dem Antlitz des Leodegarius Thoma von Todtnauberg sogar bis zur Leidenschaftlichkeit steigerte. Er war der einzige, dessen Stirne den Stempel einer höhern Intelligenz trug.

Immer wieder griff er in den Schnee und sendete seinen Wurf in weitem, sicherem Bogen gegen das Fenster hin.

„Da,“ ſchrie er zwischen ſein Werfen hinein, „politifchs Luder du — dafür, daß wir Hirten in eine Schul' ſollen — Himmelwetter noch einmal! — Aber gelt,“ wandte er ſich plötzlich an die Kameraden, „ſo wie ich, trifft keiner.“

„Ich treff' ſo gut wie du,“ erklärte Cöleſtin Brender von Todtnauberg-Rütti, „noch beſſer, wenn ich will —“

„So werf'!“ forderte ihn Leodegar auf.

„Nein, ich werf' nit, weil ich nit thun brauch', was du ſagſt,“ entgegnete Cöleſtin.

„Meint ihr, es gibt was zu eſſen in der Schul'?“ unterbrach Alois Hablitzel von Aſterſteg die Händel der beiden, worauf Dominik Schubnell von Muggenbrunn über ihn herfiel und ihm eine Hand voll Schnee in den Mund ſtopfte:

„Das gibt's!“

„Habt Ruh' ihr,“ herrſchte ſie Leodegar an, „ſeht ihr denn nit, daß der Wunderle dort hinterm Fenſter ſteht und nach uns gafft — den, hat der Herr Pfarrer geſagt, ſollen wir jetzt Herr Lehrer nennen.“

Da ließen ſie ihre Händel bleiben und ſtarrten nach dem Fenſter hin, wo in der That ein kleiner, ſpitzulaufender Kopf ſichtbar ward, der ihnen zuzunicken ſchien.

„Ich will euch nur ſagen,“ rückte Dominik mit halb-lauter Stimme heraus, „ich hab's vom Gregor Wißler, der nach Todtnau in die Schul' geht — Tagen gibt's drin.“

Tagen! Und nun verzagten ſie alle, die wetterharten Geſellen, deren Hände der Dorn zwanzigmal im Tag blutig riß, und von denen ſich nie einer beſonnen, eines verſtiegenen Ziegleins wegen ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen.

Eng zuſammenrückend verhandelten ſie ihren Fall, die- weil der Herr Lehrer drinnen ihrer harrete und nicht den Mut fand, ſeine Schüler zu ſich hereinzurufen.

Er war ein jchwächtiges Männlein, namens Lorenz Wunderle, jchief gewachjen, mit feltfam zugespiztem Kopf und feines Zeichens Flicjshneider. Allein diejer Beruf genügte ihm nicht, er war ein Menjch mit höheren Bejtrebungen.

Schon in früher Jugend hatte er die Heimat verlassen, wo er, feiner körperlichen Untüchtigkeit wegen, für nichts angefehen wurde. Allein auch in der Fremde fand er das Anfehen nicht, wonach er jtrebte, und fo kehrte er schon nach drei Jahren in die Heimat zurück, richtete fich in dem halbverfallenen Hofe feiner verftorbenen Eltern ein und ergab fich, da er weder Vieh noch Feld befaß, dem Beruf eines Flicjshneiders. Aber auch dem eines Briefjtellers — Wunderle war nämlich Kirchendiener im Benediktinerklofter zu Reichenau gewefen, da hatte er was gelernt und hoffte, fich damit endlich ein Anfehen zu erzwingen. Denn zur Zeit — man zählte 1760 — war die Kunft des Lesens und Schreibens noch eine fehr wenig verbreitete in den Schwarzwaldbergen, und die Bauern, von denen kaum einer feinen Namen zu jchreiben vermochte, mußten wohl oder übel anerkennen, daß ihnen Wunderle wenigjtens in der Kopfarbeit über war.

Des guten Mannes Anfehen ftand jedoch auf einem faulen Grund, denn er war nicht im Stande, einen jelbftändigen Brief zu verfaffen, fondern mußte fich jtrenge an die Abjchrift eines Schreibens halten, das ihm ein Klofterjchüler der Benediktinerjchule gefchenkt. Durch Uebung hatte er es dahin gebracht, die Worte recht artig nachzu-jchreiben; fie lauteten:

„Ehrwürden! Hochwürdigfter Herr und Vater!

„Wie kann ich durch Ihre genoffenen hohen Wohlthaten, als ich bejtändigjt zu Ihren Füßen faß, überwunden,

anders, als meine gehorsame Schuld, die ich aber in nichts, dann mit einem armen Vaterunser abzustatten vermag, Ihnen lebenslang zu eröffnen. Nun will ich schließen, wünschend zu ersterben Ihrer Hochwürden, heiliger Mann Gottes! ganz unterthänigst gehorsamer Knecht —“

Wenn der Name des Schreibers nicht gar so schwer war, vermochte ihn Wunderle ziemlich leserlich unter den Brief zu setzen; auch mit der Adresse kam er leidlich zu Streich. Daß das Schreiben aber nicht für jedermann paßte, wußte er recht wohl, und lebte daher unter einem beständigen Druck von Angst, sein Betrug möchte entdeckt werden.

Es dauerte lang, bis es die Bauern endlich merkten, daß auf Wunderles Schreiben nie eine Antwort erfolgte, während wenn der Lehrer von Todtnau drunten das Briefschreiben besorgte, die Antwort darauf selten ausblieb.

Da verlor Wunderle nicht nur seine Kundschaft, sondern auch sein Ansehen, und er hatte gut im Wirthshaus auf sein Lieblingsthema, die Kopfarbeit, zurückkommen, die Bauern sagten's ihm offenkundig ins Gesicht, er sei und bleibe halt einer, der nichts Rechtes könne.

Es war gerade um diese Zeit, daß Wunderle das Gerücht zu Ohren kam, der Herr Pfarrer zu Todtnau suche einen Lehrer für die Hirten der umliegenden Gemeinden. Alsobald machte sich das ehrgeizige Männlein auf den Weg, um sich dem geistlichen Herrn als künftigen Hirtenlehrer vorzuschlagen. Daß er angenommen wurde, hatte seinen Grund aber weder in dem Schwall Kirchengelatin, das Wunderle als Befähigungszeugnis zum besten gab, noch in den himmelhohen Beteuerungen seiner übrigen Kenntnisse. Der geistliche Herr war schlechterdings in Verlegenheit, auf welche Weise er der längst von ihm schmerz-

lich empfundenen Verwahrlosung des jungen Hirtenvolkes steuern könne. Im Sommer befanden sich die Buben mit ihrem Vieh hoch droben in den Bergen, da war ihnen selbstverständlich nicht beizukommen; im Winter aber, wo sie in diesem oder jenem Hause eine barmherzige Aufnahme fanden, durfte man den Bauern nicht zumuten, sie zu füttern, bloß um sie täglich den weiten Weg in die Schule nach Todtnau hinunter zu schicken.

Darum also entschloß sich der geistliche Herr, es einmal mit Wunderles Vorschlag zu probieren. Mehr als drei Dinge brauchte er ja den Buben nicht beizubringen: erstens den Respekt vor ihm — dem Lehrer; zweitens, die Furcht Gottes, und drittens die zehn Gebote.

Wunderle verzog den überaus gutmütigen Mund zu einem Lächeln reinsten Hohns. Er hatte noch ganz andre Dinge gelernt im Kloster, die er alle seinen Schülern einzupauken gedachte.

Aber der geistliche Herr klopfte ihm lachend die Schulter: „Wenn du den Buben in Zeit von zwei Wintern beigebracht, was ich verlangt, so bin ich zufrieden, und laß dir von den Gemeinden fünf Gulden Schulgeld auszahlen.“

Und Wunderle trabte glücklich den steinigten Weg zu seinem Todtnauberg hinauf, um alsogleich im Wirtshaus seine neue Würde zu verkünden.

Nun, Schul' halten, das hätte freilich keiner der Bauern können, allein sie kamen überein — wollen's abwarten, wird sich ja zeigen, was er kann.

Jetzt aber fragte sich Wunderle voll Bekümmernis über das respektlose Betragen der künftigen Schüler: „Werden sie denn nie hereinkommen, und das Werfen sein lassen, daß Gott erbarm!“

Da slog mit eins die Thüre krachend gegen die Wand,

und die Burschen drängten sich über die Schwelle; die von der Luft und Erregung stark geröteten Gesichter weit vorstreckend, standen sie da und starrten den Lehrer an. Den überkam ein leises Zittern beim Anblick der feindlich dreinschauenden Gesellen, allein eingedenk seiner wichtigen Mission, erhob er, wie er's die frommen Herrn im Kloster hatte thun sehen, segnend beide Hände.

„Liebe Kinder,“ begann er, „liebe Kinder —“

„Was,“ schrie ihn Leodegar an, „hör' einer den Kerl — uns Kinder zu nennen — wollen's dir zeigen, wer wir sind —“

Und er nahm den schwächtigen Menschen um den Leib und hing ihn am Hosengurt an den Haken über der Thüre, wo Wunderle die Röcke seiner Kunden hängen hatte.

„Nun,“ sagte Leodegar, den Unglücklichen mit blitzenden Augen anlachend, „sind wir Kinder — willst uns Tazen geben?“

„Ich versprech's auf Leben und Tod, nein, nein!“ heulte Wunderle, „aber gelt, ihr holt mich wieder herunter, bevor ich ganz zum Krüppel werd'?“

„Wenn die Schul' aus ist,“ sagte Leodegar und machte sich mit den Kameraden über den Wandschrank her.

Nachdem sie alles, was sich darin befand, aufgezehrt hatten, stellten sie Wunderle wieder auf die Erde und machten sich auf den Heimweg.

Der unglückliche Lehrer aber gestand sich: „Mit dem Respekt geht's nicht, ich fang lieber gleich mit der Furcht Gottes an — 's nächste Mal.“

Als Cölestin Brender am folgenden Schultag von Rütli herunterkam, blieb er in Todtnauberg vor der Sägmühle stehen und pfiß. Allein Leodegar, der hier daheim war, hatte noch keine Zeit, mitzukommen; er schnitt auf

dem Holzplatz, hinter der Sägmühle, kleine Leisten aus, die er zusammennagelte.

Fridolina, seiner Pfllegekern Kind, spielte im Schnee, ein Gräblein neben dem andern aufhäufend, und auf jedes mußte der Bub ein Kreuzlein stecken.

„Und jetzt,“ sprach das Kind, geheimnisvoll das Fingerchen auf die Lippen legend, „jetzt kommt mein Kreuzle, und gelt, Leodegar, du weinst recht brav, weil ich im Grab lieg' und selig gestorben bin?“

Er legte schnell die Hand vor's Gesicht, schaute aber lachend zwischen den weit auseinandergespreizten Fingern heraus.

„Ich hör' nichts,“ sagte das Kind, sich auf den Zehenspitzen erhebend, „mußt laut weinen, wenn ich tot bin.“

Da fing er an zu heulen, was er konnte, und krümmte sich und stöhnte und jammerte, ganz wie die alten Weiber auf dem Friedhof. Plötzlich that er einen großen Satz über all' die Gräberchen weg und rief, mit dem ganzen Gesicht lachend: „Aber du bist nit gestorben! Du bist nit gestorben!“

„Nein, nein, ist nur Spaß gewesen,“ freute sich nun auch Fridolina, und sie rissen all' die Kreuzlein aus dem Schnee und warfen sie in den Bach und sahen zu, wie sie verschlungen und entführt wurden.

„So,“ sagte Fridolina, „und was machst du mir jetzt?“

„Was brauchst denn?“ fragte er.

Sie besann sich und meinte dann: „Halt, eine Lad', daß ich heiraten kann.“

„Du?“ rief er aus, das kleine Ding ganz erschrocken anstarrend, „wen denn?“

„Dich, weil du so lustig bist und dich vor niemand fürchten thust, nit einmal vor der Mutter —“

„Nein, mich heiratst,“ fuhr Cölestin Brender der

Kleinen in die Rede, „ich bin so gut wie der und gerad' so lustig.“

Er hatte die ganze Zeit über auf einem Holzbloß gesessen und das Treiben der beiden mit mißgünstigen Blicken verfolgt.

„Was bist?“ fragte ihn Leodegar, sich dicht vor ihn hinstellend.

Im nächsten Augenblick hatten sich die Buben beim Kragen und walkten einander wütend durch, während Fridolina in bitteres Weinen ausbrach.

Da erschien die derbe, wie aus Holzlatten zusammengefügte Gestalt der Müllerin auf der Schwelle des Hauses. Als sie hörte, um was es sich handelte, lachte sie laut auf und rief mit einer Stimme, die wie eine Trompete gellte: „Freilich, freilich, mein Maidele nimmt einmal einen Bettelbuben! Einen Reichen nimmt's und sonst keinen!“

„Da werd' ich halt reich,“ erklärte Leodegar.

„Du! Ja du, ja du!“ freischte die Müllerin und hielt sich die Seiten.

„Ja ich, ich!“ schrie sie Leodegar an und schlug sich mit der Faust gegen die Brust, daß sie dröhnte.

Die Müllerin warf ihm die Thür vor der Nase zu, und die beiden abgewiesenen Freier verfügten sich in die Schule.

Wunderle, der sich diesmal angelegentlich auf seinen Lehrerberuf vorbereitet, begann, nachdem er einen raschen Blick auf die Hände der Buben geworfen: „Alle Menschen, sogar der Herr Pfarrer, er hat mir's selbst gesagt, leben in der Furcht Gottes, denn über der Welt, im Himmel, sitzt Gott Vater zwischen dem Sohn und heiligen Geist —“

„Du,“ unterbrach ihn Leodegar, sich in seiner ganzen Länge über den Tisch hinwerfend, auf welchem der Lehrer saß, „weißt nit, wie einer reich wird?“

„Ist schon ein schwer Stück Arbeit,“ meinte Wunderle, bis an die äußerste Kante seines Tisches rückend, „hab' einen gesehen, der ist aus dem Elsaß nach Freiburg gekommen, und war ein Lohgerber, den Gott der Herr einen Talg hat erfinden lassen, der das Leder wie Butter zart gemacht, daß selbiger Mann mehr Geld einnahm, als er hat verthun können. Noch ein anderer aber, der war ein großer Wunderdoktor und hat einen Talg erfunden, der vom Tod erweckt, und dafür soll ihm die Kaiserin Maria Theresia in Wien tausend blanke Goldgulden ausbezahlt haben.“

„Tausend blanke Goldgulden,“ wiederholte Leodegar in tiefster Verblüffung, barg das Gesicht in den Armen und blieb so liegen, den Kopf voll summender Gedanken.

Wunderle schielte ihn von der Seite an und nahm dann in aller Schüchternheit seine Rede wieder auf, um durch die Beschreibung des Himmels und seiner Herrlichkeit das Gefühl der Gottesfurcht bei den Hirten zu wecken.

Allein Dominik fehrte sich schlaftrunken der Wand zu, während Cölestin und Alois, die so dicht nebeneinander saßen, daß sich keiner rühren konnte, immerfort die Blicke auf die Thür gerichtet hielten, als wollten sie alle Augenblick davonlaufen.

Welch eine Erlösung, als Leodegar plötzlich in einem Anfall von Thatendurst in die Höhe sprang und ins Freie stolperte.

Wunderle hatte zwar den Schluß der Schule noch nicht beabsichtigt gehabt, allein im Vergleich mit dem ersten Schultag erschien ihm der zweite schon sehr vielversprechend.

Als ihn der Pfarrherr am folgenden Sonntag nach dem Gottesdienst in Todtnau fragte: „Nun, wirst fertig in der Hirtenhäul?“ — that Wunderle mit seiner mageren

Rechten ein paar so berbe Hiebe in die Luft, als sei das Regiment, das er führte, ein höchst gewaltiges.

Vorderhand merkte der geistliche Herr freilich noch keinerlei Veränderung an den Hirtenschülern in der Kirche. Sie schliefen nach wie vor auf ihrer letzten Bank, einer auf der Schulter des andern, oder quer über des Nachbarns Knieen liegend. Allein sowohl der Seelsorger auf der Kanzel, als die Gemeinde in ihren Bänken wußten, daß die von den Bergen heruntertosende „Wiese“ sich eher in ihrem Laufe hätte einhalten lassen, als die Hirten in ihrem Schlafbedürfnis. Nämlich die Leute der hochgelegenen Ortschaften pflegten zur Winterszeit auf langstizigen Holzschlitten zur Kirche herunterzufahren. Einer nun hatte den Schlitten während der Fahrt mit seinen Füßen zu steuern, wozu es einer großen Kraft und Gewandtheit brauchte. Natürlich betraute man die Hirten mit diesem Amte, und so lag es in der Natur der Sache, daß sie nach überstandener Fahrt nachdrücklich der Ruhe pflogen. Die paar Wochen im Frühjahr hielten sie denn gewohnheits halber ihren Kirchenschlaf weiter, so daß sie vom Worte Gottes so gut wie nichts erfuhren, denn mit dem ersten Sommertag zogen sie auf ihre Berge.

Noch lagen die mächtigen Waldungen des himmelanstiegenden Feldberges im tiefen Schatten, indes sein kahles, breitgedrücktes Haupt eine im Morgenduft schwimmende Welt von Bergen überragte. Erst zitterte ein kleines Licht am östlichen Horizont, das mächtig wachsend, nach allen Seiten seine Strahlen ausgoß. Dann trat sie ganz hervor, die leuchtende Sonne, rötete erst die Gipfel der fernen Schweizeralpen, warf silberne Lichter über die Flächen der da und dort auftauchenden Schwarzwaldseen, durchstreifte lichtverbreitend das ganze gesegnete Land und umfaßte schließlich mit all ihren Strahlen den ehernen Berg-

riefen droben, daß das bis über die Kniee im Gras stehende Vieh in lauter flimmernde Tautropfen biß.

Hier war des Hirten Leodegar Reich. Er lag auf dem Bauch, mit dem Brauen eines wunderlichen grüngelben Saftes beschäftigt, von ganzer Seele überzeugt, daß wenn der große Wunderdoktor einen Trank gegen den Tod zubereiten verstand, ihm das selbstverständlich auch gelingen mußte. Ein Berg von Wurzeln und Kräuter lag vor ihm aufgehäuft; er hantierte mit wunderlich geformtem, silberglänzendem Geschirr, das er sich selbst aus Blei gegossen; dieses hinwiederum hatte er der Erde entnommen und in selbstverfertigten Thonformen geschmolzen; ein kleiner Backofen vor seiner Hütte diente ihm als Schmelzofen. Seine Geschirre rieb er alsdann mit Hilfe eines Talges blank, den er sich aus den harten, gelblichen Massen, die er an den Mauern der Stallungen fand, zubereitete, indem er diese salpetersauern Salze mit Wasser kochte und allerlei Giftpflanzen darunter mischte.

Daß diese Erfindung allein schon hingereicht hätte, ihn an das Ziel seiner Wünsche zu bringen, ahnte er nicht, sondern rührte wie besessen an seinem Trank gegen den Tod.

In einiger Entfernung, mit zurückgelegten Ohren, saß sein Hund Peter, die Seele voll böser Ahnungen. Er dankte den Quacksalbereien seines Herrn die bittersten Stunden seines Lebens, und wartete nur auf den Augenblick, um von neuem das Experiment des Versuchens erdulden zu müssen. Kaum zeigte denn auch die schöne, grünliche Masse im Tiegel die gehörige Glätte, als Leodegar sein barbares: „Hierher, Peter!“ rief.

Er kam mit eingeklemmtem Schwanz, sein ganzes Gesicht drückte Verzweiflung aus.

„s Maul auf!“ lautete der weitere Befehl. Peter gehorchte mit einem Jammergeheul. Die Masse, welche er

zu schlucken bekam, war jedoch nicht ganz so abscheulich, als die meisten der Getränke, die seinem Gaumen bisher zugemutet worden waren. In seiner Dankbarkeit setzte er in einem Anfall von Freudentaumel über die Wiese hin, überfugelte sich im Gras, machte zwei Versuche, mit seinem Schwanz zu spielen, und kauerte sich schließlich mit glückseligkeitstrunkenen Augen zu den Füßen seines Herrn nieder.

Der hatte die Wirkung seines Trankes mit großer Aufmerksamkeit beobachtet; jetzt holte er einen Maulwurf herbei, den Peter vor wenigen Augenblicken aufgejagt und für tot liegen lassen. Auch der bekam einen gehörigen Löffel von dem Getränk ins Maul gestrichen. Als bald wurde das Tier lebendig und schoß ins Gras, und eine neue Hezjagd zwischen ihm und Peter begann. Leodegar aber schrie's in seiner Herzensfreude überlaut in die Lüfte hinaus: „Mein Trank macht lebendig! Mein Trank macht lebendig!“

Und er ging hin und schleppte aus den sich unterhalb des Weidplatzes hinziehenden Waldungen dürre Aeste und Reiser herbei, die er zu einem großen Haufen übereinander legte. In der Nacht zündete er das Holz an, und ein mächtiges Feuer strahlte von der Höhe des Feldberges.

Dies war das Zeichen, das sich die Hirten gaben, wenn sie einander eine Mitteilung zu machen hatten.

Die Sonne war am andern Morgen kaum aus dem Osten gestiegen, kam auch schon Cölestin vom Stiebenwasen herüber, wo er seine Hirtenstelle hatte; gleich nach ihm stellte sich der Muggenbrunner vom Horn ein, und zuletzt erschien der Afersteger, der von der Tiefe des Schindelbachs den höchsten Aufstieg hatte.

Sie labten sich vor allen Dingen im Schatten der kleinen Hirtenhütte mit Milch und Brot, Leodegars Neuigkeit mit großer Gelassenheit abwartend.

Cölestin wunderte sich über die blanken Tiegel und wollte wissen, womit sie Leodegar so glänzend mache. Aber der hörte nicht auf die Frage.

„Ich hab' jetzt den Trank gefunden,“ sprach er mit einem tiefen Atemzug, „den Trank gegen den Tod; ein Maulwurf, der tot war, ist davon gleich wieder lebendig worden, und auch der Peter hat bekommen und war vergnügt wie nie in seinem Leben.“

Nun umstanden sie alle den Tiegel und schauten sich die Flüssigkeit an.

„Aber der Peter,“ meinte Cölestin, „war vorher nit tot?“

„Nein, tot war er nit,“ gab Leodegar zu.

„Dann kann man's auch nit wissen,“ schloß Cölestin, „erst müßt er tot gemacht sein, aber gelt, das traußt dir nit?“ fügte er lauernd hinzu.

Leodegar warf ihm einen funkelnden Blick zu: „Sollst es gleich sehen!“ Und er klemmte Peter zwischen die Beine und schüttete ihm den ganzen Tiegel voll Salpetersäure ins Maul. „Das wird ihn gleich nehmen,“ sagte er, „es sind Giftpflanzen drin.“

In der That, der arme Peter wand sich winselnd am Boden und blieb nach kurzem Kampfe, steif und nur noch leise stöhnend, vor seinem Herrn liegen.

„Du armer Kerl,“ drückte sein sterbender Blick aus, „du armer, armer Kerl, was hast du dir in deinem Feuer-eifer wieder eingebrockt.“

„Er ist maustot,“ sagte Cölestin, Peter einen Grassalm vor den Mund haltend, „fertig ist er.“

Die andern bestätigten des Kameraden Aussage, und nun griff Leodegar nach seinem Wiederbelebungstrank und goß einen großen Teil desselben dem toten Tier in den Rachen.

Sierauf saßen sie mäuschenstill um den entseelten Peter herum und warteten auf sein Erwachen. Minute auf Minute ging in dieser Weise hin; Leodegars Herzschläge wurden zusehends rascher, sein Atem lauter; er war dem regungslosen Tier ganz nah' gerückt, jetzt lag er mit dem Kopf an dessen Brust — nichts, kein Herzschlag, kein Atemzug — und der unglückselige Bursche schrie laut auf und fiel in blinder Wut über die Kameraden her, sie derartig mit seinen Fäusten verklopfend, daß sie ganz vergaßen, daß sie ihrer drei waren, und über Hals und Kopf das Weite suchten.

Leodegar kehrte zu seinem Hund zurück: „Peter,“ schluchzte er, „geh, sei nit tot — schau, thu mir das nit an — ich will's ja gern hinnehmen, daß ich meine seligen Eltern nimmer hab', aber daß ich dich auch verlieren soll, das mag ich nit überstehen.“

So saß er und weinte und schwachte, stellte bis in die Nacht Wiederbelebungsversuche mit dem treuen Gefährten an und blieb dann bei dem hartnäckig totdbleibenden Peter sitzen, den Arm um ihn geschlungen. Rings um ihn her lagerte sich das Vieh, seinen Hirten umfriedend und ihm Wärme spendend.

Am andern Morgen ging Leodegar hin und suchte seinem Peter die schönste Ruhestätte aus, die je einem Wanderer nach seiner Reise zu teil geworden.

Unterhalb der höchsten Spitze des Feldbergs, von schroffen Felswänden umschlossen, im Schatten himmelanstrebender Fichten, lag der dunkelblaue Feldsee, wie ein treues Auge aus dem Herzen des Bergriesen herausschauend. Nie wohl hatte ein menschlicher Fuß die blumigen Ufer dieses stillen Gewässers betreten, nie sich in dessen durchsichtigem Blau ein andres Wesen gespiegelt, als der nach Fischen spähende Weih.

Dahin trug Leodegar seinen Peter; an schroffer Felswand kletterte er mit ihm hinab, bald senkrecht über der Tiefe hängend, bald mit kühnem Sprung sein Leben wägend — das war er nach seiner Meinung dem hingeschiedenen Kameraden schuldig.

Am Ufer des Sees, in ein Nest von Glockenblumen grub er seinen Peter ein, riß, nachdem es geschehen, den Filz vom Kopf und stand so eine Weile in tiefster Andacht, bevor er den Rückweg antrat.

Das nächste Ereigniß in Leodegars Leben war ein Besuch Cölestins.

„Zeigst du mir, wie du deinen Talg machst, daß die Tiegel so glänzend werden, wenn ich dir dieses Messer geb'?“ Und er legte ein altes, abgenutztes Messer vor den Kameraden hin.

Da dieser, die Hände in den Taschen, geringschätzend den Kopf schüttelte, zog er einen verbrauchten Lederbeutel hervor; als auch dieser nicht verfing, legte er ein abgerissenes Stück von einem Rosenkranz dazu. Nun besaß er nur noch eine Reißfeder, die er sich mit Lebensgefahr aus einem Nest geholt. Aber auch die schob Leodegar mit einer Gebärde der Verachtung zurück.

„Ja, was willst denn?“ fuhr ihn Cölestin an.

„'s Fridolina,“ erwiderte Leodegar, „schwören sollst mir's bei den heiligen drei Namen und mit aufgehobenen Händen, daß du 's Fridolina nit nimmst!“

Cölestin zeigte sich sofort bereit, nahm den Hut ab, streckte die Hände zum Himmel und schwor bei den heiligen drei Namen, daß er 's Fridolina nicht nähme.

Hierauf wurde ihm die Zubereitung des Talges mit großer Genauigkeit überantwortet, und er zog von dannen.

Leodegar aber war sehr vergnügt; er lag im Gras, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und besann sich, was

er Fridolina Schönes mitbringen könne. Ja, wenn er ein Stück vom blauen Himmel hätte herunter langen können; solch ein Nöcklein trug die Muttergottes in der Kirche zu Todtnau, wo sie mit ihrer silbernen Strahlenkrone über dem Altar schwebte.

Hei, da hatte er's! Und nun ging's an ein Suchen und Graben, an ein Hämmern und Schleppen — bald lagen ganze Berge von Bleierz rings um den Schmelzofen aufgehäuft. Es wurde probiert und probiert von früh bis spät, daß dem Burschen vor Anstrengung der Schweiß von der Stirne perlte, und wochenlang zog von der Höhe des Feldberges eine schmale Rauchwolke zum Himmel auf. Da ging der Rest des Sommers nur so hin, und Leodegar erstaunte, als die ersten Herbstschauer über die abgeweideten Höhen fuhren und ihn mahnten: „Jetzt zieh heim!“

Erst freilich mußte noch das kurze Gras von den Niederungen des Berges abgeweidet werden; das nahm aber nur wenige Tage in Anspruch. Dann kam ein Abend, da stand er auf der Höhe des Todtnauerberges und sah hinab auf die niedrigen Häuser, deren Stallthüren zum Empfang seiner Schützlinge weit offen standen.

Vor ihm her eilte die lustige Gesellschaft der Böcke und Ziegen, hinter diesen die gesetztere Schar der Kühe, deren tiefes und hohes Geläute weithin ihre Ankunft verkündete.

Aber so sehr sich auch der Hirte streckte und auslugte, nirgends tauchte die zierliche Gestalt auf, die sich sonst furchtlos zwischen dem abwärts steigenden Vieh Bahn brach, die kleinen Zieglein liebte und über ihre Hörner hinweg dem Hirten zurief: „Leodegar, was hast du mir mitgebracht?“

Wie verschlafen lag das Dorf da, der Bach rauschte seltsam dumpf, und in der Mühle stand das Mühlrad still; nicht einmal die Stallthüre neben dem Heuschober war

geöffnet worden, obwohl das Vieh des Müllers bereits brüllend vor seiner Behausung stand.

Dem Leodegar schnürte eine unaussprechliche Angst die Kehle zusammen, er stolperte den steinigten Weg hinunter, daß der Kies unter seinen Füßen hoch aufflog. Hinter der Mühle, auf einem Stein am Bach, saß der Sägmüller, die Ellenbogen auf den Knien, das Gesicht in den Händen.

Leodegar trat dicht vor ihn hin: „He, Müller, ich bin ja da!“

Der Mann schaute auf: „Ja, ja, du bist da — aber drinnen, 's Fridolina ist tot — und weißt, wer's in den Tod getrieben hat — die Frau und ich — sie hat halt wieder 'getobt und geschrieen mit ihrer Trompetenstimme', daß ich nit hab' dagegen aufkommen können — und d'rum bin ich ins Wirtshaus und hab' ein's über den Durst getrunken, weil mir das Mut gibt — wie ich aber in der Nacht heimkomm', ist's scharf her'gangen mit harten Wort, daß sich's Kind die Ohren zugehalten hat, und dann ist's aus dem Bettle gesprungen, zum Haus hinaus, gerad mitten in ein Gewitter hinein. Ich such's und such's, und find's kalt und steif neben einem Baum, in den der Blitz geschlagen — ,s ist eingegangen in die ewige Glückseligkeit,' hat der Herr Pfarrer gesagt, ich soll ihm sein Särge zimmern.“

Leodegar ging wie im Traum nach dem Haus und that mechanisch, was seine Pflicht war, indem er den Stall mit frischem Stroh bestreute und das ungeduldige Vieh hineinließ; die andern Tiere fanden ihren Weg von selber heim, nur die jüngsten Zieglein blieben dem Hirten anhängen, und er mußte gehen und sie ihren Besitzern zuführen.

Der Mond stand in vollster Pracht am spätsommerlichen Himmel, als Leodegar sich durch den dunklen Flur

des Müllerhauses tastete und die Stubenthüre aufriß; ein kräftiger Luftzug drang mit ihm herein und löschte das Wachskerzlein zu Häupten des Sarges aus. Leodegar, den die plötzliche Finsternis mit Entsetzen erfüllte, riß den nächsten Laden auf, so dem Mondlicht Eintritt gewährend. Es warf seinen bläulichen Schimmer auf das bleiche Gesicht des Kindes, streifte dessen gefaltete Händchen und belichtete die in dumpfem Schmerze zuckende Gestalt des Weibes, das am Boden kauerte.

Der Bursche hatte einen Gegenstand aus seiner Hirten tasche geholt, der alsbald wunderbar zu glänzen und zu flimmern begann; es war ein Krönlein von Blei, mit spitzen Zinken, und sich über das Kind beugend, suchte er den glitzernden Gegenstand in dem leicht gewellten Haar zu befestigen.

Dabei liefen ihm immerfort die Thränen über die Wangen, und seine Hände zitterten und tappten so ungeschickt zu, daß das Krönlein immer wieder auf die Seite rutschte. Da drückte er in der Aufregung des Schmerzes fester zu, als er's wußte, das Krönlein saß, aber darunter hervor sickerte ein dicker Tropfen Blutes an der Stirne des Mägbleins hernieder.

Leodegar bemerkte es nicht durch den Schleier seiner Thränen, ebenso wenig sah er, daß sich die Lippen des Kindes leise öffneten, und die kleine Brust sich zu heben und senken begann. Mit einem Mal schlug das Kind die Augen auf und sagte: „Bist du da, Leodegar, und hast du mir was mitgebracht?“

Der Bube brach in tödlichem Schreck in die Kniee, hinter ihm aber tauchte lautlos wie ein Gespenst die Gestalt der Mutter auf, und sie riß das Kind aus dem Sarg und trug es mit schlotternden Knieen in die Stube nebenan.

Im nächsten Augenblick packte Leodegar das Sörglein

auf die Schulter und eilte damit, was er konnte, zum Haus hinaus und warf's dem Müller, der noch immer auf seinem Stein am Bach saß, vor die Füße.

„Her mit dem Beil,“ schrie er, „auseinander mit dem Ding — 's lebt! O Müller, 's Fridolina lebt und hat mich gefragt, ob ich ihm was mitgebracht!“

Und er zerhieb das schwarzangestrichene Gehäuse in tausend Stücke, dieweil der Müller über Hals und Kopf, und wie ein Kind weinend, ins Innere des Hauses eilte.

Die Müllersleute ließen aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihr Kind wieder zum Leben hatte erwachen lassen, ein Türmlein auf dem Dachstuhl ihres Hauses errichten, dessen kleine Glocke von nun an den Todtnaubergern den englischen Gruß verkündete. Sie nannten sie — 's Fridolinaglocke — und so oft es ertönte, drang aus jedem Haus des Ortes das Gemurmeln der mitbetenden Stimmen.

Die Müllerin ging in der ersten Zeit nach dem erlebten Wunder nur noch auf den Zehenspitzen und fuhr sich alle Augenblick mit der Hand über den Mund. Ja, dieser Mund mit seiner trompetenartigen Stimme war von jeher an allem Unheil schuld. Der Müller, sonst eine friedliche, stille Natur, konnte ihren Ton nicht hören, und saß drum am liebsten in seinen Feierstunden so weit wie möglich vom Haus entfernt. Ging das nicht an, und die Frau machte es ihm drinnen zu bunt, lief er ins Wirtshaus und trank sich Mut. In diesem Zustand rückte er alsdann mit all seinem lang aufgespeicherten Ingrimme gegen die Frau los, indem er noch ärger schrie als sie, und dies machte ihr Eindruck, so daß sie für eine Zeitlang sanftere Saiten aufzog.

Daß nun aber das Kind unter den obwaltenden Umständen zu einem scheuen, schreckhaften Geschöpfchen aufwuchs, war der Müllerin ein großes Kreuz. Schon als

Fridolina in der Wiege lag, hatte sie sich des zarten Mädchleins geschämt und es stets nur widerwillig den neugierigen Nachbarinnen gewiesen, unwirsch erklärend: „'s braucht kein Mitleid, 's wird schon stark werden.“

's blieb aber zart und still und machte nie Lärm, wie andre gesunde und rotbackige Kinder.

„Warum singt ihr nit?“ konnte die Müllerin Mann und Kind anfahren, wenn sie von einem Gang durchs Dorf kam, wo fast aus jedem Haus frische Kinderstimmen ertönten, deren Schall ihr ins Herz schnitt. „Warum singt ihr nit? Gehet euch vielleicht was ab bei mir — halt' ich euch knapp und laß euch herumlaufen wie die Christiane ihre — oder verschlamp' ich alles wie die Theres', die ihren Mann anlügt und nie eine ordentliche Supp' auf den Tisch bringt?“

Nein, das that sie alles nicht, die Müllerin; bei ihr stand die Suppe punkt elf auf dem Tisch, kräftig und fett, daß sie glänzte; es fehlte kein Knopf am Kittel des Mannes, und Fridolina sah an den gewöhnlichen Tagen schöner gewaschen und gekämmt aus, als die andern Kinder an den Sonntagen. Allein das unliebenswürdige Wesen der Frau wog schwerer als all ihre guten Thaten. Sie, die sich nie besann, jedem in der Nachbarschaft mit Rat und That beizuspringen, mußte es immer wieder mitansehen, daß wenn sie vornen, am Eingang des Wohnhauses saß, der Müller aber auf dem Holzplatz, hinter der Mühle, jeder gern an ihr vorbeischlich, um an der Seite des Mannes Platz zu nehmen. Und die Müllerin zerbrach sich den Kopf: „Was können nur die Leut' an ihm finden — er red't ja nig — und wenn's zu helfen gibt, besinnt er sich auch eine Stund.“

Aber wenn der Sägemüller auch nicht viel redete, so hörte er um so aufmerksamer zu, wollte nicht alles besser wissen wie die Frau und riet stets zu einem friedlichen Schlichten der Dinge.

„Nur nicht gleich dreinfahren,“ lautete sein Lieblingswort, wobei er nie verfehlte, hinzuzusetzen: „So oft ich's gethan habe, ist's ein Nagel zu meinem Sarg gewesen.“

Nach des Mägdeleins Auferstehung schien ein Geist des Friedens in der Mühle eingekehrt zu sein.

Zwischen dem ungleichen Elternpaar saß das Kind, und sie fütterten es umschichtig. Geduldig beugte sich das liebliche Geschöpfchen bald zum Vater, bald zur Mutter hin, um seinen Anteil Suppe in Empfang zu nehmen; auch als es längst satt war, wehrte es dem Eifer der Eltern nicht, sondern nahm gar anmutig von jedem Löffel eben ein Tröpfchen ab.

Leobegar gegenüber schaute, während er aß, voller Entzücken dem Gebaren des Kindes zu, dabei eine ganze Brühstraße von der irdenen Schüssel bis an den Rand des Tisches zeichnend. Zu jeder andern Zeit hätte die Müllerin den Burschen mit einer kräftigen Ohrfeige zur Ordnung gerufen, jetzt unterblieb's. Als nun aber der Bub sie gar anschrte: „So habt doch acht, Müllerin, Ihr füttert mir ja 's Fridolina zu tot!“

Da hielt sie sich nicht länger, sondern griff über den Tisch nach seinen Ohren. „Geht's dich was an, was ich mit meinem Kind thu!“

„Ja,“ sagte er, ihr mit seinem funkelnden Blick ins Auge schauend, „ich hab' mir's vom Tod geweckt, und darum gehört mir's so gut wie Euch,“ sprach's, warf seinen Löffel hin und verließ die Stube.

Ja, das war der Hauptverdruß der Müllerin, daß sie dem Buben gegenüber stets den kürzern zog; mit allen Leuten wurde sie fertig, nur mit ihm nicht, und er hätte doch ein ganz andres Leben auf der Mühle haben können, wenn er sich in ihre Art geschickt hätte. Allein dies wäre der Geradheit seiner Natur völlig unmöglich gewesen, ob-

wohl er wußte, daß er von den Wohlthaten der Müllerin abhing. Für Fridolina und den Müller hingegen konnte er des Guten nie genug thun, denn sie waren für ihn zwei Wesen, deren Schwäche ihn mit unendlicher Nahrung erfüllte.

So hatte ihm der Müller geklagt, daß ihm das Zusammenwischen des Sägmehls immer besonders schwer ankomme, da es ihm an einem geeigneten Werkzeug dazu fehle. Eines Tages, als die Müllerin die Borsten der Schweine auf den Mist warf, sammelte sie Leodegar, bohrte Löcher in ein Stück Holz und füllte dieselben mit den Schweinsborsten aus, die er mit hölzernen Nägeln festschlug. Er probierte, und da nun das Zusammenwischen des Sägmehls sehr flott von statten ging, freute sich Leodegar über die Maßen und begann aus voller Seele loszusingen, indem er seinen Wischer fertig stellte.

So traf ihn Fridolina.

„Gelt,“ meinte sie, auf einen der Sägmehlsäcke niederstehend, „du bist immer so lustig, weil du nie tot warst?“

„Hast du es denn gespürt?“ fragte er.

„Ja,“ nickte sie, „und es hat mir so leid gethan, daß ich hab' müssen still liegen in dem schwarzen Sarg, und wär' dir doch so gern entgegengelassen, denn ich hab's wohl gehört, das Läuten droben, und daß ihr von der Weid' kommt. Jetzt hat er mir was mitgebracht, hab' ich mir gedacht, und am End' gibt er mir's nit, weil ich tot bin — und vor lauter Angst bin ich aufgewacht.“

„Nein, du bist aufgewacht, weil ich dich so lieb hab,“ sagte Leodegar.

Und sie gab zu: „Oder darum!“

„Und du nimmst gewiß nie mit einem andern, als mich, gelt?“

„Nie,“ versicherte sie.

„Wenn aber ein anderer kommt,“ meinte er, „weißt,

einer, der dich so recht bittet, und die Mutter will's und läßt nit ab, du sollst seine Frau werden — was dann?"

„Dann werd' ich halt auch seine Frau,“ gab sie mit einem Seufzer zur Antwort.

„So wärst lieber gestorben,“ schrie er völlig außer sich und stürzte mit erhobener Faust auf das Kind los.

Noch bevor er's berührt, sank's blaß wie eine Leiche von seinem Sack herunter, auf die Erde.

„O Fridolina, was hab' ich dir gethan!“ schrie Leobegar auf, „schlag' mich, tritt mich — um alles in der Welt, schau mich nit so sanft an —“

Da schlang sie den Arm um seinen Hals: „Gelt, so reißt nie mehr zu mir — so nit?“

„Nein, nein, bei den heiligen drei Namen,“ verschwor er sich, „lieber reiß' ich mir die Zung' aus.“

„Und jetzt,“ schmeichelte sie, „jetzt machst mir einen Borstenwischer — gelt gleich?“

„Freilich, freilich!“ Er machte sich sofort ans Werk, aber die Müllerin erschien auf der Schwelle des Mühlenraumes.

„Fridolina,“ befahl sie, „auf der Stell' kommst herein, und du, mach' dich fort, in die Schul,“ wandte sie sich an Leobegar, „und schäm' dich, du langer Kerl, daß man dir's sagen muß.“

„Dann mach' ich's halt in der Schul' fertig,“ sagte der Bursche, nahm seine Borsten und Hölzer und zog damit ab.

Wunderle hatte den ganzen Sommer über Zeit gehabt, sich auf das kommende Schuljahr vorzubereiten. Er sagte sich: jetzt gilt's! Denn der Besuch des Herrn Pfarrers stand für die nächste Zeit in Aussicht, da mußte wenigstens die Gottesfurcht und die zehn Gebote (auf den Respekt, der ihn selber anging, verzichtete er großmütig) bei den

Hirten sitzen. Also nahm er seinen ganzen Mut zusammen und fuhr die Schüler gleich bei ihrem Eintritt mit einem zornschnaubenden: „Ihr gottverdammten Buben!“ an.

Völlig erstaunt über den Empfang, starrten sie in das mutverzerrte Gesicht des Männleins, das sich einen Ruf gab und also fortfuhr: „Zawohl, wohl, gottverdammt — indem ihr bislang wie 's liebe Vieh auf Gottes Erdboden rumlumpt, ohne Verstand, und nichts wißt vom Christentum, daß Gott erbarm', ihr armen Sünder, denn wenn ihr jezo hinginget, ohne Gottesfurcht ins ewige Leben, so kämet ihr nicht besser unter in Gottes Paradiesesgarten, als vor draußen auf der Weid, wo des Herrn Jesum Christum Geselein —“

Leodegar, der sich bereits über seine Bürste hergemacht hatte, erhob bei den letzten Worten Wunderles ein herzliches Gelächter; in das alsbald seine Kameraden aus voller Kehle mit einstimmten.

Wunderle, der sich allenfalls im stillen auf ein neues Gehängtwerden gefaßt gemacht, war von der Wirkung, die auf den Ausdruck seines höchsten Zornes erfolgte, völlig niedergeschmettert. Wie ein Häuflein Unglück sank er auf die Ofenbank, „aus ist's“ vor sich hinmurmelnd, „ich weiß nichts mehr —“

Da warf Leodegar mit einem Freudengeschrei seine fertige Bürste auf den Tisch, und Wunderle, höchlich erstaunt über das Nachwerk, betrachtete es von allen Seiten, dabei kam ihm plötzlich eine Idee. „Du,“ sagte er zu Leodegar, „da hast du was Gescheits gemacht, ich will dir's unter die Leut' bringen — aber du mußt mir eins dafür versprechen — daß ihr die zehn Gebot' lernt.“

„Soll geschehen,“ versprach Leodegar, hierauf deutete er mit dem Finger auf Cölestin. „Da schaut den an, der erstickt vor Neid!“

Cölestin wollte in der ersten Wut auf den Kameraden losstürzen, besann sich aber und verließ mit einem: „Wollen's abwarten, wer 's erste Geld verdient!“ die Schule.

Er war der erste, der sich am folgenden Schultag bei Wunderle einfand.

„Hast Geld kriegt?“ fragte er, und als Wunderle nickte, schlug er ihm vor: „Teil's mit mir, dann sagen wir dem Leodegar nichts.“

„Was?“ entsetzte sich Wunderle, „einen Menschen um sein Geld betrügen — ich will ehrlich in mein Grab sinken und glorreich auferstehen!“

Als Leodegar hereinkam, übergab er ihm einen Sechser mit der Nachricht: „Und noch mehr Bürsten sollst machen, und für jede kriegst einen Sechser.“

„Sakrament, jetzt werd' ich reich!“ frohlockte der Bursche.

„Aber vor mir nit,“ erklärte Cölestin, „ich bin gerad so gescheit wie du, und war selber in Todtnau drunten, da schau,“ — er zog ein Silberstückchen aus der Tasche — „so viel hab' ich kriegt für das, was ich erfunden.“

„Was ist's denn?“ fragte Leodegar.

„Werd' mich hüten, dir's zu sagen!“

„Dann wird's mein Talg sein!“

„Nein, nein,“ schrie Cölestin, „ich schwör's gleich, es ist ein Talg, den ich erfunden!“

„So sag', was es für einer ist?“

„Das brauch ich nit.“

Im nächsten Augenblick befand sich Cölestin vor der Thüre, an deren Schwelle Leodegar mit erhobener Faust stand.

„Wer lügt, der stiehlt, der sitzt auf d'Schwell'

Und fahrt mit drei feurigen Rappen in d'Höll!“

rief er dem Kameraden nach, „da kommst mir nimmer 'rein, bis du's mir gestanden hast: 's war mein Talg!“

„Laß dich 's Warten nit verbrießen,“ hohnlachte Cölestin, „mich siehst nimmer, eh' ich nit mehr bin als du!“

Und er hielt Wort; von dem Tage an war er aus der Gegend verschwunden und niemand wußte, wo er hingekommen war.

Leobegar aber sagte eines Abends zu Fridolina: „Kannst die zehn Gebot?“

Sie nickte.

„So lehr' sie mich — denn wenn ich schon was lernen soll, bist du 's einzig, von dem ich mir's gefallen laß.“

Und er nahm auf einem Holzstuhl vor der Ofenbank Platz, wo Fridolina saß.

Sie begann: „Ich bin der Herr, dein Gott!“ — und sprach so weiter mit ihrem zarten, stets etwas verschleierten Stimmchen, die Gebote so oft wiederholend, bis Leobegar sie, ohne zu fehlen, nachzusprechen vermochte.

Am nächsten Schultag machte er sich alsdann ohne weiteres über das Lehramt her, indem er den Kameraden Alois und Dominik vermittels Rippenstößen das Gelernte überantwortete und nicht ruhte, bis die zehn Gebote in den harten Schädeln seiner Mitgenossen festsaßen.

„Hast gesehen, so macht man's,“ wandte er sich an den sehr verwundert dreinschauenden Wunderle, „und jetzt merkt euch's, bin ich der Lehrer, und bei mir heißt's aufgepaßt, wer seine Ohren behalten will.“

Im Nu verwandelte er die Hirtenchule in eine Bürstenschule; die Kameraden, von denen jeder einen Anteil an dem Erlös der Ware haben sollte, mußten arbeiten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rann. Wunderle hatte den Verkauf der Bürsten in den umliegenden Ortschaften zu betreiben.

Er hatte gut lachen jetzt, denn wie stand er vor der Welt da! Nicht nur, daß die Hirten vor dem Herrn

Pfarrer ihre zehn Gebote, ohne zu stocken, heruntergesagt, er, Wunderle, war auch noch eigens dafür belohnt worden, daß aus seiner Hirtenschule ein Licht wie Leodegar Thoma hervorgegangen.

Aus seiner Hirtenschule!

Der gute Wunderle wandelte in der That schon diesseits als ein Seliger herum — selig durch den Glauben an sich selbst. Ueberall, wo er hinkam, verkündete er den Ruhm seines Schülers Leodegar, mit dessen Verdienste die eigenen so innig verquickend, daß niemand wußte, wem die höchste Ehre gebührte, dem Lehrer oder dem Schüler.

Seinen Bürstenhandel aber trieb er mit der größten Pünktlichkeit, von jedem Kreuzer, den er den Bauern abhandelte, vor Leodegar Rechenschaft ablegend — denn er, der sich ohne Scheu einen ganzen Kranz fremder Tugenden aneignete, hätte bei Unterschlagung des kleinsten Geldstückchens seine Seele dem Teufel verschrieben geglaubt.

Eines Tages quillte es von allen Höhen ins Thal hinunter, und in den großen und kleinen Bächen spiegelten sich die Strahlen der eben versinkenden Sonne. Die Leute umstanden den Brunnen auf dem kleinen Platz mitten im Ort und schwäzten. Auch Fridolina war da, jetzt ein halbwüchsiges Mädchen, das sich nicht mehr unter die in ausgelassener Luft um den Brunnen spielenden Kinder mischte, sondern mit den Dirnlein ihres Alters Arm in Arm wandelte.

Plötzlich hieß es: „Wer kommt denn da? Ist's nit ein Fremder — und gar ein Herr?“

Alles starrte dem Ankömmling entgegen, der von der Höhe des Berges kam, dem Dorfe zu. Er trug in der That nicht wie die Männer zu Todtnauberg einen Zwillischrock und den Hals bloß, sondern ging wie ein Wohlhabender, in halbkleinem Zeug, mit einem Tuch um den Hals.

„Kennt ihr mich nit?“ fragte er, unter die Leute tretend, „ich bin ja der Cölestin Brender von Rütli droben.“

„Was, was, der Cölestin?“ Das war ein Verwundern und Fragen und Staunen! Die Männer kamen aus den Häusern gelaufen und: „Wie ein Herr schaut er aus!“ ging's von Mund zu Mund.

„Ja, ja,“ nickte der Bursche, „hab' gute Geschäfte gemacht in Freiburg drunten, steh' mit den Herrn Apothekern in Verbindung und bau' mir in Rütli eine Salpetersiederei.“

Da wurden sie neugierig und umdrängten ihn und wollten alles mögliche wissen, was denn das sei, Salpeter.

„Ja, das dürfe er nicht verraten,“ gab er zur Antwort, „das sei seine Erfindung, er sei aber nicht ganz fertig damit gewesen, und nun habe er in der Apotheke die Mischung gelernt, um ein eigenes Geschäft errichten zu können.“

Plötzlich blieb sein Blick am Brunnen haften, wo Fridolina stand, und obwohl es schon dunkelte, und sie sich in nichts anders als ihre Kameradinnen trug, erkannte er sie auf den ersten Blick.

„Schau, schau,“ sagte er, „das ist ja 's Fridolina aus der Mühle — grüß' dich Gott, Bleichschnäbele!“ Und er reichte ihr die Hand über die Kinder hin, die ihn umstanden.

Hinter den Leuten, im Schatten, lungerte Leodegar an der Wand des nächsten Hauses; als Fridolina ihre Hand in die des Burschen legte, fuhr es ihm wie ein brennender Schmerz in die Seele. Erst lief er völlig sinnlos ein Stück querfeldein, dann kehrte er zurück und warf sich, ohne an der Abendsuppe teilzunehmen, auf sein Lager, im Heu.

„Und ich leid's nit,“ stammelten seine Lippen einmal übers andre, „ich leid's nit —“

Bis ihn der Lärm unten in der Stube plötzlich zum Aufhorchen zwang.

„Jawohl, das ist einer, der Cölestin,“ trompetete der Müllerin Stimme, „wie ein Herr angethan kommt er heim — nit zum erkennen fein, daß es ein Staat ist — dem seh' einer noch den Hirtensbuben an, ein Halstuch trägt er wie der Bürgermeister von Todtnau, und Spektafel noch einmal, reich wird er, hat er gesagt, und eine Siederei will er bauen und —“

„Der Leodegar wird auch reich, wart's nur ab, Mutter,“ ließ sich hier Fridolina's Stimmchen vernehmen.

„Der,“ brauste die Müllerin auf, „ja freilich, der mit seinen paar Viehbürsten — droben liegt er und hat vor Neid seine Supp' stehen lassen — ja, das hat ihn packt, daß es der Cölestin so weit gebracht und sich ein Haus baut in Rütli droben, während der Leodegar noch alleweil seine Füß unter unsern Tisch hängt —“

„Das ist eine wüste Red',“ beehrte der Müller auf, „die mag ich nimmer hören —“

Die Frau überschrie ihn, in einer Weise weiter keifend, daß dem Buben auf seinem Heuboden die Ohren gelkten. Aber auch der Müller schien die Geduld verloren zu haben, drunten wurde heftig die Thüre aufgerissen und wieder zugeschlagen, und der Mann eilte zum Haus hinaus mit dem Ausruf: „Ich kann den Ton nimmer hören, ich kann den Ton nimmer hören —“

Die Zeit zum Abendläuten war längst vorbei, da fiel es Fridolina, die nicht einschlafen konnte, plötzlich ein, daß sie vergessen, den englischen Gruß zu verkünden. Sie erhob sich, warf ihr Röckchen um, nahm in aller Stille den Laib Brot und ein Messer aus dem Wandschrank und tastete sich damit im Dunklen zum Heuboden hinauf.

Leodegar fuhr erschreckt aus seinem wüsten Halbschlaf, als Fridolina plötzlich zu Füßen seines Lagers, in dem Streifchen Mondlicht auftauchte, das zur Dachluke hereinschien.

„Warum hast du dem Cölestin die Hand gegeben?“ herrschte er das Mädchen an.

„Was hab' ich denn machen sollen?“ fragte sie leise zurück.

„Wenn's noch einmal geschieht, bring' ich ihn um —“

„O Leodegar, nein! Hast du denn vergessen, daß es in den zehn Geboten heißt: ‚Du sollst nicht töten‘ — du bist gewiß nur so böß, weil du Hunger hast — schau, ich hab' dir's Brot gebracht, iß, dieweil ich zu abend läut' und für uns beide bet'.“

Er schwieg und starrte auf das Brot hin, als jedoch das Glöcklein durch die nächtliche Stille zu tönen begann, wurde ihm plötzlich gar seltsam zu Mut.

„Schau,“ meinte er, „wann's noch so wild in mir ist, brauchst nur zu läuten, dann wird alles gut.“

Und er machte sich ganz vergnügt über den Laib Brot her, dieweil Fridolina den englischen Gruß betete und dazu unermüdet ihr Glöcklein zog.

Es weckte auch die Müllerin aus dem ersten Schlaf, die, ärgerlich über das Geläute zu so später Stunde, aus dem Bett fuhr und die Treppe zum Heuboden hinaufeilte. Aber ehe noch ihr Kopf über der Fallthüre erschien, duckte sie schleunigst wieder unter. War es die Stimme ihres betenden Kindes, oder der Klang des Glöckleins, der ihr plötzlich wie eine Mahnung zum Herzen drang? Jawohl, sie hatte wieder getobt und geschrien, und mit ihrem wüsten Thun den Mann ins Wirtshaus getrieben — uneingedenk all ihrer Vorsätze.

„Und wie wird er heimkommen,“ stöhnte sie in Neu' und Herzeleid vor sich hin, und hörte nicht, daß hinter ihr leise die Thür aufging, und der Müller, die Schuhe in der Hand, sich in die Stube stahl, denn auch zu ihm hatte der Klang des Glöckleins seinen Weg gefunden und ihn zur rechten Zeit nach Haus geholt.

Bald nachdem Cölestin sich wieder in seiner Heimat niedergelassen, trat Leodegar, eine Ladung Bürsten auf dem Rücken, seine erste Wanderschaft an. Zur Zeit stand's um das Straßenwesen im Schwarzwald noch schlimm genug, und Leodegar mußte seinen Weg über den Feldberg nehmen, um nach Freiburg, dem Ziele seiner Wanderschaft, zu gelangen.

Es war am siebten Mai, zu Christi Himmelfahrt, als er rüstig und wohlgemut, mit vor Erstaunen weit aufgerissenen Augen zu den Thoren der Breisgauer Hauptstadt einzog.

Ein herrliches Geläute empfing ihn, und ein festliches Gewühl von Stadt- und Landleuten zog ihn mit sich fort, die lange Gasse hinunter, zum Münster, dessen schlanke Thürme fast gar bis in die Wolken ragten. Drinnen aber verging ihm ob all der Pracht Hören und Sehen. Ein ganzes Domkapitel bewegte sich um die greise Gestalt des Erzbischofs, vom Chor brauste ein mächtiges Orgelspiel, und ein Gesang ertönte, daß es dem Leodegar schier gar den Atem benahm. Nicht ein einziges Vaterunser brachte er angeichts all dieser Herrlichkeit zu stand, und es war ihm fast lieb, als endlich die fromme Gemeinde dem Ausgang zubrängte, ins Freie. Alsdann ging's frisch von der Andacht weg auf den Karlsplatz zur Parade, wo die Soldaten in ihren kurzen weißen Röcklein in Reih und Glied standen und solch' lustige Stücklein aufspielten, daß dem Leodegar zu Mute ward, als müsse er mit samt seinem Rucksack direkt in den Himmel fliegen. Trotz all dieser neuen Eindrücke verlor er jedoch keinen Augenblick seinen Zweck aus dem Auge, und als nun die Soldaten mit den feurigen Rossen ihrer Vorgesetzten abzogen, folgte er ihnen unverzagt in den Stall; hier zog er eine seiner Bürsten aus dem Sack und zeigte den Leuten, ohne viel Worte zu machen,

wie bequem auf diese Weise die Pferde zu putzen seien. Die Soldaten, sofort gewonnen durch das Zweckmäßige dieses Verfahrens, führten ihn zum Kommandanten, und die Folge war, daß Leodegar den Auftrag bekam, in möglichst kurzer Zeit so viele Bürsten zu liefern, als er im Stande sei.

Cölestin Brender mit seiner Salpetersiederei galt nun nicht länger als einzige Berühmtheit auf den Höhen des Todtnauerberges, der Bürstenbinder Leodegar Thoma nahm mit einem Schlag das Hauptinteresse für sich in Anspruch! Kein Wunder! Denn indem Cölestin fortgesetzt für sich allein schaffte und niemand einen Einblick in seine Werkstätte thun ließ, nahm Leodegar sozusagen sein ganzes Dorf mit ins Schlepptau und ließ alle Bedürftigen an seiner Arbeit und seinem Verdienst teilnehmen.

Sein ehemaliger Lehrer aber trieb sich jetzt als Borstenfandler im Schwarzwald herum, und wo er hinkam, wurde er mit Freuden begrüßt und so lang wie möglich festgehalten, denn er hatte sich allgemach zu einem gar unterhaltlichen Erzähler ausgebildet, der über Leodegars Bürstenhandel täglich neue Wunder berichtete. Schon bis nach Wien hinein wollte man von den Schwarzwälder Bürsten haben, und die Leute verzweifelten schier gar, daß es mit der Arbeit nicht schneller ging. Ja, die Kaiserin Maria Theresia hatte sogar schon drei Extraposten nach Freiburg geschickt, ob sie noch nicht bald zweihundert Bürsten für ihre Pferde haben könne.

Und das Staunen dann und Gerede unter den Leuten, daß des Bürstenbinders Ruhm schon so weit ins Land gedrungen!

Nur die Müllerin blieb bei ihrer Behauptung: „Aus dem Leodegar wird seiner Lebtag nix, der treibt sein Sach' viel zu offenkundig; da ist der Cölestin ein andrer, der

versteht's! Keinen Menschen als mich, hat er in seine Werkstätt' schauen lassen, und was das für eine Fundgrub' ist, das weiß keiner und braucht auch keiner zu wissen, denn 's wird sich schon zeigen eines Tags —"

Und sie ging gar so oft nach Rütli hinauf, ihre Kameradin besuchen, bei der Cölestin wohnte, und Fridolina mußte jedesmal mit.

Leodegar konnte den Gang der Beiden von seiner Werkstätte aus, wozu ihm Wunderles Hof diente, beobachten. Kam er dann zum Essen zur Mühle, setzte er sich verstimmt nieder und sprach kein Wort, während Fridolinas Blick immer wieder den seinen suchte mit der Bitte, nicht böse zu sein.

Nach einem solchen Abend kam sie jedesmal am andern Morgen herauf, wenn er droben bei der Arbeit saß, und stieß das stets nur angelehnte Fensterchen auf. Und Leodegar vermochte dem Liebreiz ihres Wesens nie auf die Länge zu widerstehen.

Mit allen Beteuerungen der Welt, unter Thränen versprach sie, nicht mehr nach Rütli hinaufzugehen — um wenige Tage später abermals den Weg an der Seite der Mutter zu unternehmen.

Droben saß dann die Müllerin bei der Kameradin, ein langes und breites lamentierend, daß halt 's Fridolina gar so ein bleiches und schwächtiges Ding bleibe, und nicht rothbackig und kräftig werden wolle, wie die andern Dirnen, wo sie, die Mutter, es doch bei Gott an nichts fehlen lasse, indem sie ja kein andres Bestreben kenne, als die Gesundheit und das Glück von Mann und Kind.

Unterdessen hielt Cölestin das schüchterne Mädchen in der Fensterische gefangen, und seine ganze Unterhaltung drehte sich um Leodegars Bürsten, denen er nicht die geringste Zukunft versprach.

Fridolina hätte fürs Leben gern die Partei der Bürsten ergriffen, fand aber den Mut nicht; ebenso war es ihr unmöglich, das Holzschächtelchen mit Zuckererbse zurückzuweisen, das ihr Cölestin in die Hand schob.

Beim Gehen legte sie es jedoch schnell unter die Blätter eines Blumentopfs am Fenster, nach welcher That sie voll Schreck der Mutter voran, den Berg hinabeilte.

Am andern Morgen klopfte sie mit der Miene einer demütig Bittenden an Leodegars Fenster, das gegen alles Herkommen geschlossen war.

Nach einer Weile öffnete er, kehrte jedoch, ohne sie anzusehen, zur Arbeit zurück.

„So sag' doch was,“ bat sie leise.

„Hast du den Cölestin gesprochen?“ fragte er barsch.

„Nein,“ stammelte sie nach kurzem Besinnen.

„Gewiß nit?“

„Nein.“

„Auch nit gesehen?“

„Nein.“

„Kannst du denn nit von Rütli wegbleiben?“ fragte er, ans Fenster tretend, „schau, ich weiß nit, mir ist's nit wohl, wenn ich an den Cölestin denk' — er ist wie der Fuchs, so ein stiller Schleicher, der laßt nit ab, bis er den Vogel hat. Geh' nit mehr hinauf, Fridolina!“

„Nein, nein,“ versprach sie, „ich will's ja nit, aber ich weiß nit, was das für eine Furcht ist in mir — ich kann's halt niemand grob heraus sagen, vor Angst, 's thut ihm weh oder 's wird heftig — da schweig ich lieber, oder ich sag' eine Lüg' —“

„Eine Lüg',“ entsetzte sich Leodegar, „aber mich lügst doch nit an?“

„Nie,“ wollte sie versichern, im nächsten Augenblick jedoch flammte eine dunkle Röthe in ihrem Antlitz auf.

„Doch, doch,“ stammelte ſie, Leodegars Rechte mit ihren beiden Händen umklammernd, „ich hab' den Cöleſtin geſehen — ich hab' ihn geſprochen — und geſchenkt hat er mir auch was — ich hab's genommen, aber heimlich wieder hingelegt —“ Thränen erſtickten ihre Stimme, ſie konnte nicht mehr ſprechen und ſah mit einem Ausdruck namenloſer Angſt in des Burſchen Geſicht.

„Geh,“ ſprach er, ihr voll Zärtlichkeit die Wange ſtreichelnd, „bin ich denn ein Wolf, daß du ſo völlig verzagt vor mir biſt?“

Sie ſtützte den Kopf in die Hand, verloren vor ſich hinſchauend, indes ihr die Thränen langſam über die Wangen rollten.

„Weil du halt ſo wahrhaftig biſt,“ ſprach ſie, „drum iſt mir's geweſen, als könntest mir 's Lügen nit verzeihen — aber wenn auch einer ſo ſtark und ohne Furcht iſt, warum ſollt er da lügen? Ich bin ſchwach und gleich erſchrocken, da helf' ich mir halt, wie ich kann. Ja, wenn ich wie die Mutter wär' —“

„Jeſus Maria,“ unterbrach ſie Leodegar, „um alle Welt nit — ſchau, weil du halt ſo ſchwach biſt, drum hab' ich dich ſo lieb.“

„Wo kommſt denn du her?“ fragte die Müllerin, als Fridolina in die Stube trat, „ſo rote Backen iſt man ja gar nit an dir gewöhnt.“

Fridolina dachte: „Ich will nie mehr lügen!“ — und gab zur Antwort: „Von droben komm' ich — vom Leodegar.“

„Was,“ freijchte die Müllerin auf, „den erlaubſt dir, zu beſuchen — und am End' nit 's erſt' Mal?“

„Nein,“ ſtammelte das Mädchen.

„Und wenn ich dich gefragt, wo warſt, haſt mich angelogen?“

Fridolina nickte.

„Großer, allmächtiger Gott,“ schrie die Müllerin auf, und hob ihre Hände so hoch, daß sie mit den Fingern gegen die Zimmerdecke schlug, „was hab' ich verbrochen, du grundgütiger Heiland, wo ich's doch an nichts hab' fehlen lassen und alleweil Tugend und Rechtschaffenheit predigt, daß ich ein Kind haben muß, das lügt! Hast's denn vergessen, das Sprüchle, das ich dir schon in der Wieg' vorgesagt:

Wer lügt, der stiehlt, der sitzt auf d' Schwel
Und fährt mit drei feurigen Rappen in d' Höl!"

Auf das Geschrei der Frau kam der Müller in die Stube gepoltert, von oben bis unten mit Sägmehl bestreut. „Was gibt's schon wieder?“ fragte er mit einem Blick auf Fridolina, die schluchzend und zitternd mitten in der Stube stand.

„Ein Kind haben wir, das lügt,“ schrie die Frau, langte einen Besen aus Tannenreisern herbei und begann alsbald ein Gefehr um den Mann anzuheben, von dem das Sägmehl in leichten Wölkchen aufstäubte und dann zur Erde fiel. Aergerlich flüchtete er vor dem Besen der Frau durch die ganze Stube, und sie rannte immer hinter ihm her, kehrend und jammernnd zugleich.

„So lang ich leb' auf Gotteserdboden, weiß ich, ist keine Lüg' über meine Lippen gekommen, ich bin immer offen gewesen, und jeder hat gewußt, wie er mit mir dran ist — und das Mäd'el hat was Verdrußts — jawohl, und das hat's von dir — du bist auch alleweil so einer gewesen, bei dem man nie gewußt, wie er denkt. — Aber jetzt halt ich Familienrat, und was ich sag', das geschieht, denn ich kenn 's Leben, ich weiß, daß es schon vielmal's geheiß'n hat, wenn ein Unglück geschehen war, hätt' mich meine Mutter gehüt' — das soll's von mir einmal nit

heißen — Kinder sind dumm und gehören zu ihrem Glück gezwungen, und sitzen sie drin, dann danken sie's einem — und den Dank will ich mir verdienen. Jetzt gleich pack' ich dem Leodegar sein Sach zusammen und bring's ihm hinauf und sag's ihm — in die Mühle kommst mir nimmer!"

„Das geschieht nit,“ ereiferte sich der Müller, „der Bub hat seine Heimat bei mir, so lang's ihm recht ist.“

Die Müllerin war schon verschwunden, und es dauerte nicht lang, sah man sie mit einem Bündel Kleidungsstücke den Weg zu Wunderles Hof nehmen, hinter sich den Müller.

Leodegar bekam seine Habseligkeiten in nicht eben freundschaftlicher Weise vor die Füße geworfen.

„Da,“ keuchte die Frau, die sich außer Atem gelaufen, „und — und —“

„Schau, das ist freundlich von Euch, daß Ihr mir mein Sach selber heraufbringt,“ fiel ihr Leodegar in die Rede, „wer hat's Euch dann verraten, daß ich morgen schon auf die Wanderschaft geh', Müllerin? Ich nehm' diesmal den Weg nach Straßburg, da sehen wir uns am End' lang nit —“

„Am liebsten gar nimmer,“ herrschte ihn die Frau an, „eher beiß' ich ins Gras, als daß ich eine Liebelei zwischen dir und meinem Mäd'el zulaß', lieber erstick' ich zehntausendmal, als daß ich dir ein freundliches Wort gunn — und wenn du auf den Knien vor mir liegst —“

„Das geschieht nit,“ unterbrach sie Leodegar, „ich geh' meiner Weg, Müllerin, und hau alles nieder, was sich mir entgegensetzt.“

„Versuch's,“ schrie die Frau und erhob ihre Hände mit weit ausgespreizten Fingern, „so steh' ich und weich' nit — wollen sehen, wer stärker ist!“

Nachdem sie gegangen, legte Leodegar dem Sägmüller noch allerlei Aufträge ans Herz, und verfügte sich dann

ohne weiteres nach Rütli hinauf, wo er in die Werkstätte seines ehemaligen Kameraden trat.

Cölestin, der Leodegar all die Zeit her mit dauernder Beflissenheit aus dem Weg gegangen, sagte zu sich selbst: „Jetzt kommt's — jetzt will er meinen Talg untersuchen — ich soll ihm seine Erfindung bezahlen.“

Und er rechte den gebrungenen Körper, den viereckigen Bauernkopf, mit dem eigensinnig vorspringenden Stirnkasten ein wenig vorbeugend, daß er auffallend an einen störrisch lauernden Ochsen erinnerte.

„Hast vergessen,“ redete ihn Leodegar an, „was du mir auf dem Feldberg droben geschworen?“

„Nun — und?“ fragte Cölestin.

„Nun — und?“ wiederholte Leodegar. „'s Fridolina sollst mir in Ruh' lassen!“

„Wenn's die Müllerin heraufbringt, wüßt ich nit, warum ich nit mit ihm reden sollt —“

„Das sollst nit wissen? Du weißt's recht gut — auch daß du ohne mich noch auf deinem Stiebenwasen säßest und Viehhirt wärest — denn was in deinem Kessel da siedet, kommt nit aus deinem Kopf, Alterle, und drum, so lang, als ich in Straßburg bin —“

„In Straßburg?“ unterbrach ihn Cölestin.

„Ja, dort, hat man mir gesagt, bring' ich meine War' bis nach Frankreich hinein, und dann ist mein Glück gemacht!“

Den Cölestin trieb der Neid auf den Kameraden immer wieder wie mit Peitschenhieben vorwärts.

„Wenn du dein Glück dort machst, kann ich auch mein Glück dort machen,“ erklärte er.

„Gut,“ sagte Leodegar, „versuch's, mehr hab' ich nit wollen, als dich von daheim forthaben.“

Schon am andern Tag verließen beide die Heimat,

nicht miteinander, aber Cölestin folgte Leodegar auf dem Fuße; er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, von den Müllerleuten Abschied zu nehmen, so trieb's ihn hinter Leodegar her.

Bald gab's zu Todtnauberg keinen Menschen mehr, der Zeit gefunden hätte, auf der Gasse herumzustehen; alles mußte Bürsten machen. Moïse und Dominik, jetzt wohlbestellte Bürstenbinder, sorgten für den Betrieb der Ware, deren Absatz in Straßburg ein ungeheurer war.

Aber die Müllerin ließ sich durch das Gethue der Leute, die ihren Wohlthäter bis in den siebenten Himmel erhoben, in ihrem Haß nicht irre machen, sondern pflegte ihn mit Vorliebe, und hielt ihn wach durch ihr beständiges Daraufloschimpfen.

Fridolina ließ sie reden, spann an ihrem Baumwollentuch und wob da hinein all ihr Denken und Sehnen. Kam der Vater des Abends, setzte sie sich zu ihm auf die Ofenbank, und er mußte ihr, während die Mutter in der Küche hantierte, all die Worte wiederholen, die ihm Leodegar für sie aufgetragen. Der Müller that's mit immer gleicher Geduld, und so saßen die beiden und genossen ihr heimliches Glück, bis die Müllerin hereinschoß und dem Frieden ein Ende machte.

Eines Tages — über ein Jahr war verfloßen, seit die beiden Helden vom Todtnauberg in der Fremde weilten — pochte es an die Thüre in der Mühle, und auf das Herein der Frau trat ein städtisch gekleideter Herr über die Schwelle.

„Bon jour!“ sagte er und blieb stehen. Es war Cölestin Brender.

Die Müllerin brachte vor Hochachtung über sein Aussehen und Französisch fürs erste kein Wort über die Lippen, verwendete aber die Pause dazu, dem Gast einen Stuhl hinzuschieben und Fridolina zum Wandschrank zu weisen.

Als der Krug Wein auf dem Tisch stand, hatte sie bereits mehr Fragen an Cölestin gerichtet, als dieser in einer halben Stunde hätte beantworten können.

Er machte aber gar keine Anstalten dazu, trank feierlich auf das Wohl von Mutter und Tochter und sprach dann, nachdem er sich nachdrücklich geräuspert: „Grüß' kann ich leider keine ausrichten von Straßburg — der Leodegar ist in schlechte Händ' geraten — ja, so geht's in so einer Stadt, da zeigt sich's halt, ob einer Festigkeit hat oder nit. — Zuerst hab' ich ihn mit allerlei liederlichen Burschen zusammengefehen, mit solchen, die den ganzen Tag saufen, und dann ist er gar mit einem Mäd'el zusammen gewesen, was so eine Französch' war, von der man vor ordentlichen Frauensleut' gar nit reden darf. Uns Heimkommen denkt der nimmer, so viel ist gewiß; aber 's war mir auch immer so — mit dem nimmt's einmal kein gutes End'.“

„Gerad so war mir's,“ versicherte die Müllerin und rückte mit ihren sämtlichen Ahnungen und Prophezeiungen heraus, so daß Cölestin, als er bemerkte, daß er nicht mehr zu Wort kommen konnte, es an der Zeit fand, nach Haus zu gehen. Er streckte Fridolina, die wieder an ihrer Spindel saß, die Hand zum Abschied hin, allein das Mädchen schien so vertieft in seine Arbeit zu sein, daß es die dargereichte Rechte nicht bemerkte. Die Müllerin bemühte sich, die Unfreundlichkeit der Tochter wieder gut zu machen.

„Ich laß mir's nit nehmen,“ sagte sie, „ich begleit' dich ein Stück Wegs, Cölestin —“

Die Thür fiel laut ins Schloß und Fridolina fuhr von ihrer Arbeit auf. Sie weinte nicht, nur ein leiser Weheruf brach über ihre Lippen, und ihr Köpfschen knickte wie gebrochen nach vornen. Der Müller kam gerade recht, um sein bewußtloses Kind in den Armen aufzufangen.

Cölestin kehrte nun jeden Tag in der Mühle ein, und

jede Nacht hörte der Müller sein Kind leise in die Kissen weinen. Er lauschte und lauschte, bis er's nicht mehr aushielt, verließ sein Bett und ging zur Ofenbank, auf der Fridolinas Bett aufgeschlagen war.

„Mit weinen,“ bat er, ihr sanft über das Haar streichelnd, „ich will dir ja gern helfen.“

„Du, Vater,“ gab sie zur Antwort, „was kannst denn du ausrichten?“

Und jeden Morgen erhob sich der Müller mit dem Entschluß, „heut' werd' ich mit der Frau reden!“ Aber die Angst vor dem Unternehmen trug immer wieder den Sieg davon.

Die Müllerin war zur Zeit von einer ganz besondern Lebhaftigkeit; alle Nachbarinnen hielt sie von der Arbeit ab, indem sie zu jeder Tageszeit herumschoß, um es da und dort zu verkünden, wie recht sie gehabt, auf den Leodegar nichts zu halten, jetzt zeig' es sich, was an ihm sei, mit lieberlichen Burschen und französischen Dirnen halte er zusammen, und 's Heimgehen habe er für immer verschworen. Da sei der Cölestin ein anderer, der häng' mit ganzer Seel an seiner Heimat, trotzdem er ein völliger Herr geworden, und jetzt bau' er sich einen Hof in Mütti, wie's im ganzen Schwarzwald keinen zweiten gäb'.

Und die Müllerin ging unverzagt ans Werk, ihr Kind zu seinem Glück zu zwingen; den Mann, der fortwährend Einsprache thun wollte und den Mut nicht fand, fertigte sie eines Tages mit den Worten ab: „Was ist's mit dem Gestöhn und dem Gejammer den ganzen Tag hinter mir her — meinst, ich hab' kein Herz und merk's nit, daß sich 's Fridolina um den Leodegar grämt — wenn er aber ein schlechter Mensch worden ist und trinkt? Was das heißt, wenn der Mann trinkt, das weiß keine besser als ich — und drum sei nur du still und laß mich machen.“

Sitzt's einmal droben auf dem Cölestin seinem Hof und ist die reichst' Frau in Rütli, da wird's nimmer heulen, dafür steh' ich dir gut —“

Und es geschah, daß Fridolina eines Tages im Kampf gegen die Mutter erlag und ein goldnes Ringlein am Finger trug, das Cölestin für sie in Straßburg gekauft. Sie verlor es freilich gleich am ersten Tag, aber die Mutter fand es wieder. Sie hatte fortan alle paar Tage nach diesem Ring zu suchen, aber sie that's ohne allen Aerger und Zank; sie war ums Handumdrehen die geduldigste und sanfteste aller Mütter geworden. Fridolina durfte jetzt mit einemmal thun und lassen, was sie wollte, und sie machte einen ausgiebigen Gebrauch von ihrer plötzlichen Freiheit. Kam Cölestin sie besuchen, saß sie immer schon hinter der Mühle auf dem Holzplatz, wo die Dorfjugend ihre Spiele trieb. Hier spann sie an ihrer Aussteuer, um sich herum die kleinsten der Kinder, die sie wie eine Mauer umgaben. Kaum daß Cölestin eine Hand von der Braut zu erhaschen vermochte. Aber er hatte den Mut nicht, sein Recht, das er immer im Munde führte, zu ertrogen, denn ihn, sowie die Müllerin, hielt die Feigheit des schlechten Gewissens im Zaum. So fügten sie sich beide Fridolinas heimlicher Abwehr und hüteten sich, das bleiche, still für sich hinlebende Mädchen zu reizen.

Die Müllerin, sonst immer pflichtmahnend hinter ihr her, sprang jetzt bereitwillig für alle Vergeßlichkeiten Fridolinas ein; sie zog sogar den Strang zum englischen Gruß, was ihr freilich ganz besonders sauer wurde, denn unter dem Klang des Glöckleins kamen ihr allerlei seltsame Erinnerungen; sie sah ihr Kind mit wachsbleichem Gesichtchen im Sarg liegen, und der Gedanke, ob 's wohl zu sich gekommen wäre, ohne den Leodegar, fuhr ihr oft wie ein Blitz durch die Seele und beunruhigte sie.

Da nun aber das Haus in Rütli droben fertig war, so stand dem Einzug des jungen Paares nichts mehr entgegen, und Cölestin drang auf die Feststellung der Hochzeit.

Kurz vor derselben wollte er noch nach Freiburg hinunter, um seine Einrichtung, die er dort bestellt, selbst heraufzufahren. Er hatte am Tage seiner Abreise bei den Eltern der Braut Mittag gemacht, und man gab ihm über das Dorf hinaus das Geleite; dann blieben die Eltern zurück, während Cölestin die Braut nicht losließ, so daß sie in Gottesnamen an seiner Seite weiter schritt.

Cölestin meinte: „Mir wird's halt schwer von dir zu gehen.“

Sie schwieg.

„Hast einen Wunsch?“ hub er wieder an.

„Nit daß ich wüßt' —“

„Bist am End' gar froh, daß ich geh'?“

„Weißt, wenn man's so in den Gliedern hat,“ gab sie ausweichend zur Antwort, „ist's überhaupt mit dem froh sein nit viel.“

„Nun denn, dann steig' lieber nit höher, und leb' halt jetzt wohl und behüt' dich Gott.“

Er küßte sie, und sie setzte sich am Weg nieder, gänzlich erschöpft, die Hände im Schoß gefaltet.

Es war ein wundervoller Septembertag, die Luft so klar, daß sich das fernste Gebirge am Horizont abzeichnete. Im Gras, wo Fridolina saß, streckten die Herbstzeitlosen ihre violetten Köpfechen heraus, und die Gebüsche ringsumher hingen voll Beeren.

Des Mädchens Blick starrte müd und traurig ins Leere.

„Ach,“ sprach sie, leise zusammenschauernd, „nur nit denken — nur nit denken,“ und eine Thräne um die andre rollte über ihre Wangen.

Mit einemmal entstand eine merkwürdige Verände-

rung in ihrem noch eben so schmerzlich verzogenen Antlitz, ihre Augen leuchteten hoch auf, und sie eilte mit einer Leichtfüßigkeit den Berg hinan, die ihre frühere Hinfälligkeit völlig Lügen strafte.

Da oben stand Wunderle; er war eben aus dem Wald getreten und wischte sich die Stirne, nachdem er den großen Paßen, den er auf der Schulter trug, zur Erde geworfen. Als er Fridolinas ansichtig wurde, lachte er mit dem ganzen Gesicht und jodelte ihr zu.

Im nächsten Augenblick stand das Mädchen vor ihm: „Ist's wahr,“ stieß sie hervor, „kommt er nimmer heim?“

„'s kann Abend werden, ist er da,“ verkündete Wunderle, „er hat noch was Geschäftlich's gehabt, in Freiburg, da bin ich voraus —“

Fridolina umklammerte seinen Arm: „Er kommt,“ jubelte sie, „gelt, gelt, ich hab' nit falsch gehört — er kommt! Ach, ich hab's ja gewußt, daß was geschehen muß, das mich erlöst — gib mir deinen Paßen, Wunderle, dir ist heiß, und mir so leicht — ich möcht' ihn dir tragen dürfen — bis zum Belchen, bis zum Blauen hinüber, wenn's sein müßt — es wär mir eine Lust.“

Und sie zerrte, während sie sprach, an Wunderles Paßen, den dieser aber nicht losließ, sondern lachend meinte: „Das wär' ein schöner Spaß!“

„Heut' siehst endlich einmal aus wie eine Braut,“ sagte die Müllerin, als Fridolina in die Stube trat, „jezt schnell noch 's Abendläuten, dann bring' ich die Supp'.“

„Heut' läut' ich,“ erklärte Fridolina und eilte an der Mutter vorbei, zur Thüre hinaus. Droben hing sie sich an den Strang, und es war ihr zu Mute, als höre sie den silbernen Ton über ihrem Haupte zum erstenmal nach langer Zeit wieder und erwache von neuem aus einem banger Todeschlaf. Plötzlich aber fuhr's ihr durch die

Seele: wenn sich Leodegar und Cölestin auf ihrem Weg begegneten — und war es anders möglich, wenn der eine von Freiburg kam, und der andre dahin ging? Einen Augenblick erfaßte es sie wie ein Schwindel.

„Er bringt ihn um — er bringt ihn um!“ flüsternten ihre Lippen, und sie hing sich an das Seil und zog und zog, als ob es brenne.

„Herrgott im Himmel,“ schrie die Müllerin von unten herauf, „willst denn bis morgen früh fort läuten — komm herunter und isß deine Supp!“

Aber Fridolina kam nicht; die Vorstellung, die sich ihrer bemächtigt hatte, steigerte sich in ihr zur Gewißheit — die beiden mußten sich begegnen, sie aber durfte nicht aufhören zu läuten, denn hatte nicht Leodegar einstmals zu ihr gesagt: „Wann's noch so wild in mir ist, brauchst nur zu läuten, dann wird alles gut!“

„Mutter,“ schrie sie auf, als die Müllerin ihr mit Gewalt das Seil entreißen wollte, „halt mich nit auf — ich muß ihnen den Weg weisen — dem Leodegar und dem Cölestin — sonst gibt's ein gräßliches Unglück — laß mich, Mutter, oder ich weiß nit, was ich thu!“

Die Müllerin prallte vor Fridolinas Leidenschaft förmlich zurück.

„Um Jesu willen, was hab' ich für ein Kind, was hab' ich für ein Kind!“ jammerte sie und warf sich schluchzend über die Bodentreppe hin, während der Müller blaß und verzagt droben bei Fridolina stand und sie alle Augenblick fragte: „Muß es denn sein?“ worauf das Mädchen nickte und aus allen Kräften weiter läutete.

Nicht umsonst! Auf der Höhe des Stiebenwasens waren sie in der That zusammengetroffen, Leodegar und Cölestin, und jeder stand still, den andern mit dem Ausdruck des Mißtrauens durchbohrend.

„Nun, bist jetzt reich?“ fragte Cölestin.

„Hab' genug,“ entgegnete Leodegar, „und wie steht's mit dir, hat dir mein Talg Glück gebracht?“

„Dein Talg?“ knirschte Cölestin, „nix hast mit meinem Salpeter zu schaffen, durch mich allein bin ich reich worden, so gut wie du — und gratulieren kannst mir auch — in drei Tagen mach' ich Hochzeit.“

„Mit wem?“ keuchte Leodegar, und alles Blut wich ihm aus dem Gesicht.

„Mit wem?“ wiederholte Cölestin, „natürlich mit der Fridolina.“

„Schuft!“ kreischte Leodegar auf und packte den Gegner bei der Brust.

„Was willst,“ schrie dieser, „hast nit in Straßburg ein Mädel am Arm gehabt und dich mit liederlichem Gefindel abgegeben — das hat man im Dorf halt gehört — und leugen's, wenn du's kannst —“

„Alles wahr,“ fiel ihm Leodegar ins Wort, „ich hab' eine Weil' toll gelebt — ich hab' mich vergessen ganz und gar — und ich will's nit loben und mich rein zu waschen suchen — du aber hast dein Wort gebrochen — heimlich meine Schuld abgewartet, um dich an meinen Platz zu drängen — wie ein Fuchs hast mich umschlichen, seit ich dich kenn', und mir alles vergunnt, und jetzt mein Liebstes an dich gerissen. Aber von uns zwei geht nur einer den Weg da hinunter ins Dorf — das schwör' ich dir zu!“

„Mir auch recht!“ keuchte Cölestin.

Und sie rangen, dieweil an der Ostseite des Himmels der leuchtende Vollmond aufstieg und Berg und Thal mit seinem Glanz überströmte. Sie rangen — und weit und breit war nichts zu hören, als die pfeifenden Atemzüge der Männer und ihr Gestampfe im abgeweideten Gras. Plötzlich erscholl ein geller Aufschrei und ein dunkler Körper

flog rücklings über den Rand des Abgrundes — ein morsches Aufkrachen von Zweigen, und alles war still.

In diese entsetzliche, grabesähnliche Stille hinein ertönte mit einem Male ein leises Klingen, das, getragen vom Abendwind, mählich zum silberhellen Klang anschwoll.

Der Mann, welcher im Gras zurückgeblieben war, schwer atmend, das Gesicht auf der Erde, erhob horchend das Haupt. Im nächsten Augenblick schüttelte es ihn wie im Fieberfrost, er faltete die Hände zum Himmel auf und ein stöhnendes: „Du sollst nicht töten!“ rang sich von seinen Lippen.

Auf den Knien rutschend, näherte er sich dem Rande des Abgrundes und starrte in die gähnende Tiefe.

Vorbei, vorbei! Im nächsten Augenblick stieß er einen Schrei aus — was war das — nicht weit von ihm und doch nicht erreichbar — hingebettet auf einem morschen Strauch, zwischen Himmel und Erde — ein totenblaßes, wild verzerrtes, grell vom Mond beleuchtetes Antlitz.

„Cölestin,“ schrie Leodegar auf, „du lebst — halt' aus — ich hol' dich!“

Er warf den Rock ab und eilte in die wenige Schritte von der Stelle entfernte Hirtenhütte. Drin fand er eine Haue und begann alsbald oberhalb des Unglücklichen Stufen in die jäh hinabhängende Felswand zu schlagen — Schritt für Schritt den Fuß einsetzend, so kletterte er hinab.

Mit weit hervorquellenden Augen beobachtete Cölestin das gefahrvolle Unternehmen Leodegars, indes droben am Himmel die Mondescheibe in weitem Bogen über die Erde hinzog. Cölestin sah ihr nach, und während sein äußeres Auge ihren Lauf verfolgte, drang sich ihm die plötzliche Erkenntnis auf — wie klar, wie ohne Arg war Leodegar seine Lebensbahn gewandelt, während er, der jetzt zwischen

Himmel und Erde hing, kein andres Gefühl gekannt im Leben, als das des Neids.

Nein, ihm galt er nicht, jener ununterbrochene Ruf der Fridolinaglocke, der wie ein dringendes Gebet vom Dorf heraufstunte — dem Leodegar galt er, der da oben an der Felswand hing und alles, was er war und hoffte, aufs Spiel setzte, um den Todfeind zu erretten —

Ach wie viel tausend Stunden mußte er so hinleben in grenzenloser Todespein und verzweiflungsvoller Klarheit des Denkens!

Endlich aber, endlich stand Leodegar vor ihm und reichte ihm die Hand hin, daß er sich aufrichte. Mit einem lauten Aufstöhnen haschte Cölestin nach der Rechten des ehemaligen Kameraden und: „'s war dein Talg,“ preßte er in heiserem Tone hervor.

„Still, still,“ wehrte Leodegar, der kaum aus den Augen sehen konnte, so schoß ihm der Schweiß von der Stirne, „nur kaltes Blut, jetzt — richt' dich auf — ich stehe fest.“

Und wieder legte der Mond einen weiten Bogen am Himmel droben zurück, einen so weiten, daß die Höhe des Stiebenwafens fast schon im Dunkeln lag, als die beiden Männer aus der Tiefe des Abgrundes tauchten und festen Boden gewannen.

Den Leodegar warf's im ersten Augenblick wie mit Gewalt nieder, so mächtig war das Gefühl der Wohlthat, das ihn durchschauerte. Dann aber lief er nach seinem Rucksack und stärkte den an allen Gliedern zitternden Kameraden mit einem Schluß Branntwein. Hierauf ruhten sie eine Weile nebeneinander und schlugen dann den Heimweg an, Cölestin schwer an des Kameraden Arm hängend, da ihn die zitternden Kniee kaum zu tragen vermochten.

Oberhalb des Dorfes machten sie Halt; drunten vor

der Mühle war es schwarz voll Menschen; etliche hielten brennende Holzspäne in der Hand, deren flackerndes Licht rauchig zum Himmel stieg; immer noch tönte das Glöcklein laut und unheimlich in die nächtliche Stille — plötzlich gab's einen schrillen Ton von sich — die Thür der Mühle flog auf und Fridolina stürzte über die Schwelle, den Berg hinan, in Leodegars Arme. In tiefster Erschöpfung brach sie an seiner Brust zusammen, und er trug sie hinab, an den still ausweichenden Menschen vorbei, ins Haus.

„Ja, um Gottes willen,“ stammelte die Müllerin, „ihr — ihr zwei —“

„Ja, Mutter,“ sagte Fridolina und schlang ihre Arme fest um Leodegars Hals, „so ist's und so bleibt's —“

„Aber der Cölestin —“

Da ging die Thür leise auf, und der Genannte trat über die Schwelle.

„Ich will nit stören,“ hub er an, „nur schnell im Vorbeigehen sagen — zur Hochzeit übermorgen soll halt der Leodegar an meiner Statt einspringen — denn mir ist's nit ums Hochzeit machen.“

„Was — so schnell hast dich anders besonnen?“ verwunderte sich die Müllerin.

„Schnell,“ wiederholte Cölestin und schauerte leise in sich zusammen, „ich sag' dir, Müllerin, mir war eine halbe Ewigkeit gegeben, um mir die Sach' zu bedenken.“

Er ging, und die Müllerin stand plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie es kam, mit dem Gefühl völliger Verlassenheit in der Mitte der Stube.

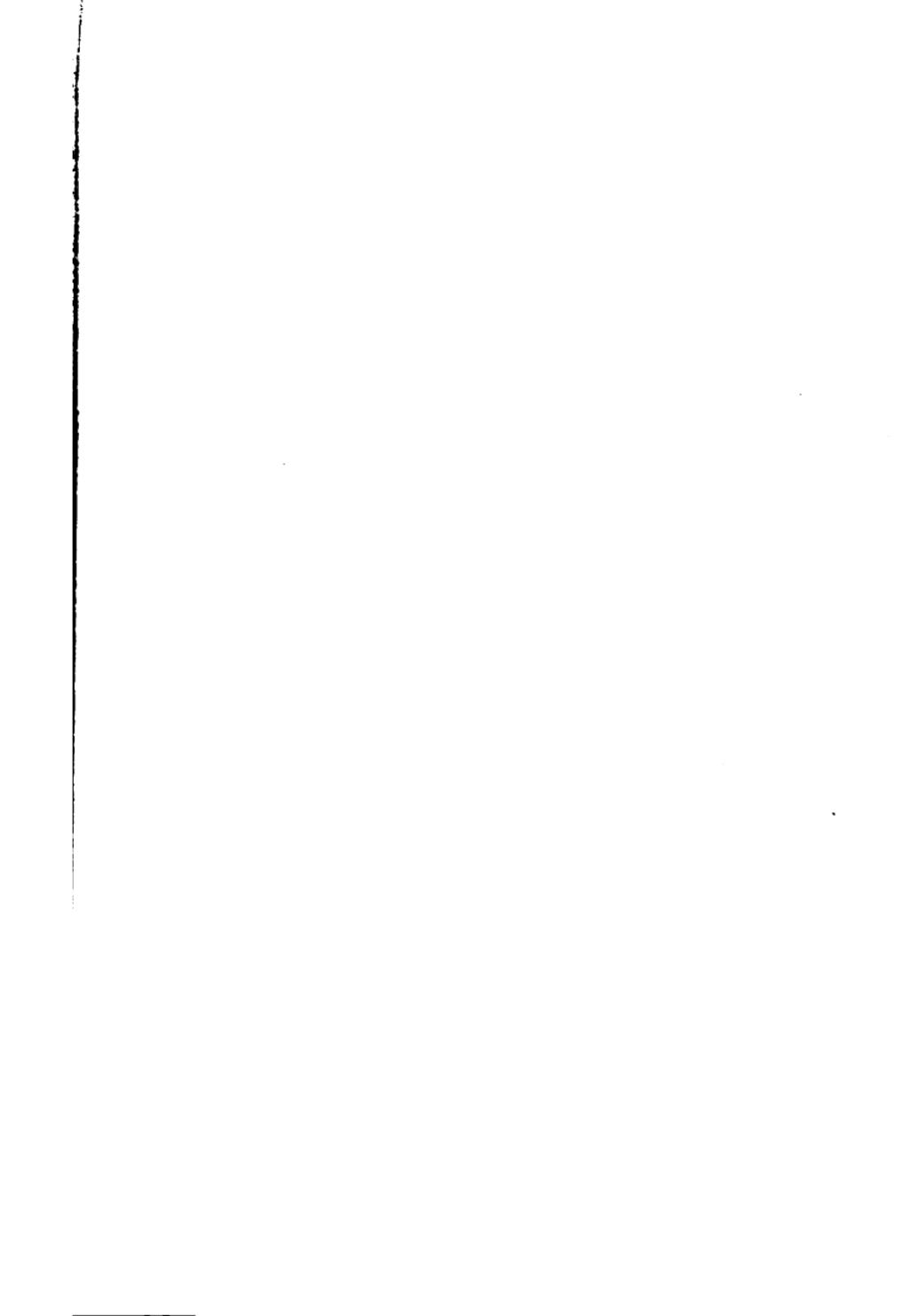
Dort auf der Ofenbank saß der Müller mit Fridolina und Leodegar, und sie flüsterten leise miteinander im Scheine des Lichtleins, das vor ihnen stand. Wie glücklich sahen sie aus! So hatte sie ja Mann und Kind immer haben

wollen und mit aller Gewalt daran gearbeitet und nichts erreicht, als Unzufriedenheit, Jammer und Not.

Und jetzt saßen sie da, in einer Glorie der Glückseligkeit, und keines von ihnen dachte an sie.

Die Müllerin fuhr sich heftig mit der Hand zum Herzen. Hier saß ein Schmerz, so scharf und heiß, daß er ihr fast gar den Atem benahm. Allein sie that einen tapfern Schluck und ging auf Leodegar zu und reichte ihm die Hand mit den Worten: „In Gottesnamen, seid glücklich!“

Mutter Rosin.



„In der Jugend braucht man Schlaf,“ erklärte Mutter Rosin und trug ihren Steffel jeden Morgen mit dem Schläge vier auf dem Rücken in die beinahe eine Stunde entfernte Fabrik. In der Vorhalle des großen, mit mächtigen Schornsteinen versehenen Gebäudes legte sie ihre Last auf eine Bank nieder, tauchte einen Lappen in den auf dem Plage vor dem Hause stehenden Brunnen und wusch den immer fest daraufloschlafenden Buben tüchtig ab; hierauf wendete sie das einzige Mittel an, ihn munter zu machen — sie hielt ihm die sorgsam unwickelte Flasche mit dem noch heißen Kaffee unter die Nase.

War Steffel hinter einer der geschwärzten Thüren des Fabrikgebäudes verschwunden, wo er mit einem Hundert anderer Knaben als Andreher seine Verwendung fand, verfügte sich Mutter Rosin eiligst ins Innere der Stadt, um in den zwei Beamtenfamilien der großen Web- und Spinnerei ihr Tagewerk als Aufwärterin zu beginnen.

Die kleine, bewegliche Frau, deren intensiv blaue Augen eine Welt des Wohlwollens ausstrahlten, war durch eine harte Lebensschule gegangen; ein roher, dem Trunk ergebener Fabrikarbeiter hatte sie ihres Häuschens und einiger hundert Mark wegen geheiratet. Nachdem er ihr kleines Erbteil verthan und sein Weib nach Kräften mißhandelt hatte, starb er. „Gott sei Dank,“ sagte Mutter Rosin, „daß er ihn

zu sich genommen!“ und gab sich keine Mühe, eine Thräne zu heucheln.

Nun führte sie ein arbeitshartes, aber wohlengerichtetes Leben, und wenn sie des Sonntagnachmittags mit ihrem Buben über Feld ging, ließ sie sich in behaglichem Schwagen über die Dinge aus, über die sie nachzudenken pflegte, sich dabei ununterbrochen bückend, um die Mohlblumen rechts und links aus den Kornähren zu holen und zu einem Strauß zusammenzubinden.

Der Bub neben ihr hatte die Augen der Mutter, nur waren sie ernster und hingen meist am fernen Horizont, während der Blick der Mutter alles Naheliegende erfaßte.

„Schau,“ belehrte sie den Sohn wieder einmal an eben solch einem Sonntag, „wenn man sich halt nicht versteht, ist Matthäi am letzten, sagt der Apostel Paulus; da sind nun Herr Verwalter Bergers, aber mitsamt ihrer hohen Stellung, ich möcht' nicht mit ihnen tauschen, denn das ist auch so einer von denen, die da meinen: zuerst komm' ich, und dann noch einmal ich! Da haben wir's anders, Steffel, leben in Frieden, und wenn wir auch keinen Braten essen, so ist's uns doch sicher, daß du mit deinem zwanzigsten Jahr ganze zweihundert Mark daliegen hast. Ich brauch sie nur zu holen —“

„Mutter,“ unterbrach sie der Bub, „dort sind sie — machen wir, daß wir fortkommen —“

„Was fällt dir ein,“ lachte sie auf, „ich werd' vor Herr Verwalters wie ein Has' über Gräben und Hecken setzen — das wär' noch schöner, sagt der Apostel Paulus.“

Steffel warf der Mutter einen zornigen Blick zu und sah nicht mehr von der Erde auf; sie hingegen richtete ihr ganzes Augenmerk auf das ungleiche Verwalterspaar, das zwischen den Aehren daherkam, umflattert von einem kleinen, ungemein lieblichen Mädchen, welches nach Schmetterlingen

haſchte, Buſchen roter Mohnblumen in der Hand, die im Sonnenschein leuchteten.

Der Verwalter wollte mit einem kurzen Nicken an den Grüßenden vorüber, ſeine Frau blieb jedoch ſtehen; ſie war ſehr zart, von bleicher, kränklicher Geſichtsfarbe.

„Wie geht's, Rosin?“ fragte ſie.

„Dank' der gütigen Nachfrag', gut,“ erwiderte dieſe, „'s iſt eben gar ſo schön in der Natur, das weite geſegnete Feld, und der blaue Himmel, in dem die Sommerwolken wie Schneeballen liegen —“

„Die Einöde nennen Sie schön,“ lachte der Verwalter auf, „Sapperment, das iſt ein Kunſtſtück! Nirgends Schatzen, Stroh, wo man hinſieht, dahinter Schornſteine — wohl bekommm's! Vorwärts, vorwärts!“ herrſchte er die Seinen an.

„Führe dich an mir, wenn du müde biſt,“ ſagte Lili zu ihrer Mutter, „ich habe dich ſo lieb, Mütterchen, daß ich dich tragen könnt'!“

Dem mit der Mütze in der Hand daſtehenden Steffel ſteckte ſie im Vorbeigehen eine Mohnblume hinters Ohr.

„Fraß,“ knirschte er, dunkelrot vor Zorn.

„Geh, du Sauertopf,“ ſchalt die Mutter, „ſo ein herzig's Ding wie die Lili iſt! Glieder hat's, wie eine Popp' —“

„Ein Fraß iſt's,“ beharrte Steffel.

Er war ein eigner Kopf. Wenn die andern Fabrikbuben ſich um die Mittagszeit im Freien balgten und vergnügten, trieb er ſich, an ſeinem Brot kauend, in den Fabrikräumen herum und konnte nicht fertig werden, den Zuſammenhang und das Ineinandergreifen aller Teile des komplizierten Mechanismus einer genauen Betrachtung zu unterziehen. Seine freien Stunden verwendete er zum Zeichnen, mit zäher Ausdauer und ſcharfem Blick Verſuche

auf Versuche häufend, bis schließlich seine Vorgesetzten aufmerksam auf ihn wurden und ihn bei der Anfertigung von Arbeitszeichnungen verwendeten. Aber sein Ehrgeiz ging weiter, ihm lag die Gewerbeschule im Sinn, denn er konnte es unmöglich zum tüchtigen Techniker bringen, ohne diese besucht zu haben. Dazu jedoch brauchte er Geld, und wie es beschaffen?

Mutter Rosin war's, welche die Lösung fand; sie machte mit der Verwalterin Berger aus, daß diese ihr fürderhin nicht mehr monatlich den Lohn auszahlen, sondern denselben zurücklegen möchte, bis Steffel zwanzig Jahre zählte.

„Sie sollen keine Last damit haben, Frau Verwalter, beileibe nicht,“ ereiferte sich Mutter Rosin in ihrer treuherzigen Weise, „ich will mir's schon sorgsam aufschreiben jeden Monat, daß Sie's nur 'runterlesen brauchen, was Sie mir gefälligst schuldig sind, wenn ich so frei bin, es zu holen; 's ist nur, daß ich's Geld nicht im Haus hab', denn sonst greift man halt doch zu, wenn Not an Mann geht, und besser die Versuchung aus dem Weg, als in der Tasch', sagt der Apostel Paulus.“

Und Mutter Rosin streckte die Suppe mit etwas Wasser, wendete ihre alten Röcke von einem Jahr zum andern und setzte unverdrossen Stück für Stück an Steffels verwachsene Kleider. Dabei flossen den beiden Menschen die Wochen hin wie Tage, denn die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft stand ihnen zur Seite und ließ sie ihr Darben und Mühen kaum empfinden.

Es war an einem wundervollen Spätsommerabend. Mutter und Sohn saßen in der kleinen Küche einander am Tisch gegenüber; Rosin hielt einen langen Bogen Papier in der Hand, auf dem es verzeichnet war, was sie von der Verwalterin zu fordern hatte. Wie oft schon war sie über

diesem Bogen gefessen und hatte zusammengerechnet, wieviel noch fehlte an der nötigen Summe, und nun waren sie beisammen, die zweihundert Mark!

Steffel saß über seine Zeichnungen gebückt und bemühte sich, den Gleichgültigen zu spielen; es gelang ihm aber schlecht, denn die Hand, welche den Stift führte, zeigte sich sehr unsicher, und er mußte immer wieder den Gummi zu Hilfe nehmen.

Die Mutter warf dann und wann einen verstohlenen Blick auf ihn, ließ ihr Mundwerk wie ein Mühlrad gehen und fuhr sich nur zuweilen ganz schnell mit dem Rücken der Hand über die Wange.

Es war ein Raum des Glücks, die kleine sonnendurchglänzte Küche: die Thür stand offen, und ein herrlicher Blumenduft zog vom Gärtchen herein, in dem es buntfarbig durcheinander grünte und blühte, denn Blumen waren Mutter Rosins Leidenschaft. Ueberall an Küchen- und Stubenfenstern standen blühende Töpfe, kein Glas war in der Küche zu sehen ohne Strauß — zum großen Aerger Steffels, der, wenn er Wasser trinken wollte, immer erst einen Buschen Blumen an die Wand warf.

Er war nicht liebenswürdig, aber Mutter Rosin genierte das nicht. Die Heiterkeit kam ihr von innen, sie bedurfte keiner Anregung dazu.

Mit einer Art Andacht faltete sie ihren verheißungsvollen Papierbogen zusammen; „Morgen hol' ich's, unser Geld, aber damit's ja nicht unfreundlich herauskommt, will ich einen schönen Strauß für die Lili zusammenbinden —“

„Ein Fraß ist's,“ murmelte Steffel, „und die Mutter eine Puznärin!“

„Geh,“ meinte Mutter Rosin, „das verstehst du halt nicht; wenn eine so einen groben Bären zum Mann hat,

sucht sie sich halt was andres zum Freuen. Bei mir waren's die Blumen, bei der sind's die Kleider.“

Am andern Morgen schritt sie mit dem Strauß und ihrem Bogen Papier, den sie sorgsam in ein Zeitungsblatt geschlagen, zur Fabrikstadt. Den ersten Dienst hatte sie bei der reichlich mit Kindern gesegneten Familie des Werkführers.

Sie wunderte sich nicht wenig über den Höllenlärm, der ihr, als sie das Haus ihrer Herrschaft betrat, aus dem Kinderzimmer entgegentönte. Es war aber nicht nötig, Frieden zu stiften, vielmehr schien ein gemeinsamer Schmerz, alle, vom größten bis zum kleinsten erfaßt zu haben, und als Mutter Rosin in die Stube trat, hätte sie müssen sechs Hände haben, um alle die Wesen zu befriedigen, die ihr zustrebten und die Arme nach ihr ausstreckten. Auf ihre Frage, was denn geschehen sei, gab ihr eines der Kinder zur Antwort: „'s ist uns wieder eins gestorben —“ worauf sie alle durcheinander schrieen:

„Unser Kleins —“ und der Schmerz von neuem losging.

Mutter Rosin war nun recht an ihrem Platz, und es dauerte keine Viertelstunde, da hatte sie ihr Talent der Mütterlichkeit wieder einmal auf das Glänzendste bewiesen.

Die Kleinern schliefen in ihren Bettchen, die Größern begaben sich gewaschen und angekleidet ins Gärtchen, wo sie über dem Eiser, fürs Kleine einen Strauß zu pflücken, ihres Schmerzes vergaßen.

In der Küche brannte ein Feuer, und Mutter Rosin besorgte den Frühstückstisch und ging dann hinein, in die Stube, wo die Eltern weinend an dem Bettchen ihres jüngsten Kindes saßen. Mutter Rosin legte diesem die Blumen, die sie mitgebracht, auf die Brust, wollte etwas sagen und schluchzte schließlich mit der weinenden Frau um

die Wette. Nach einer Weile trocknete sie sich mit der Schürze das Gesicht: „Der Kaffee ist auch fertig, und 's sind noch sechs da, die auf die Eltern warten und Hunger haben. Die in der Ewigkeit sind nicht am schlechtesten aufgehoben, sagt der Apostel Paulus.“

Als sie ging, begleitete sie die ganze Kinderschar vor's Haus: „Gelt, Rosin, du kommst bald wieder, du gehst gar nicht mehr fort von uns?“ hieß es rings um sie her.

Dies alles tönte ihr in den Ohren, als sie durch die Gassen rannte, denn es war ein wenig spät geworden, und der Herr Verwalter Berger verstand keinen Spaß, wenn er seinen Kaffee nicht zur rechten Zeit bekam. Er stand schon am Fenster, trommelte gegen die Scheiben und machte ein wütendes Gesicht. Die Verwalterin, die sonst immer erst spät, wenn der Gemahl bereits gefrühstückt hatte, aus dem Schlafzimmer kam, irrte heute höchst aufgeregt in Gang und Küche umher.

„Um Gottes willen, Rosin,“ empfing sie die Aufwartefrau, „sonst sitzt mein Mann um diese Zeit beim Frühstück, und jetzt geht er nicht vom Fenster weg, und ich erwarte etwas mit der Post; was fang' ich nur an? Denn sieht er's, gibt's einen fürchterlichen Spektakel — er kann's nicht leiden, wenn ich was von auswärts kommen lasse — ach und 's fällt mir alles gleich so aufs Herz —“

Sie sah so hilflos aus, ihre zarten Hände zitterten, sie war die Anmut in Person.

In diesem Augenblick hielt der Postwagen vor dem Haus, und der Verwalter riß das Fenster auf und erkundigte sich, für wen denn ein Paket komme.

„Für die Frau Verwalter,“ lautete die Antwort.

Der Gatte nahm das Paket in Empfang und riß es auf: „Was, ein Hut — an meine Frau — hinter meinem Rücken —“

„O, Gott bewahr! Entschuldigen Sie, Herr Verwalter,“ legte sich Mutter Rosin ins Mittel, „der Gut ist an mich —“

„An Sie?“

„Ja, ich hab's übernommen,“ log sie in ihrer Herzengüte, „ich mag die Frau nicht gern beim Namen nennen, aber der Mann soll's nicht merken, da hab' ich ihr gesagt sie soll ihn daher schicken lassen —“

„So was unterstützen Sie?“ brauste der Verwalter auf, „Heimlichkeit, Unehrllichkeit — und mißbrauchen noch dazu den Namen meiner Frau — das ist ja abscheulich! Noch ein einziges Mal kommt so etwas in meinem Hause vor, und wir sind fertig miteinander; Fehlen und Stehlen kommt bei mir auf eins heraus, merken Sie sich's —“

Rosin warf einen Blick auf die Verwalterin, in deren Augen eine Welt der Abbitte lag, schluckte ihre Demütigung hinunter und trug das Frühstück in die Eßstube. Hier empfingen sie gar fröhliche Klänge; Lili saß am Klavier, mit einem roten Band in den Haaren, und ihre feinen Fingergchen hüpfen wie toll über die Tasten.

„Wie ist's, Mutter Rosin,“ rief sie der Aufwärterin entgegen, „was sagt der Apostel Paulus?“

„Freut euch des Lebens, Halleluja, Amen,“ gab die Frau zur Antwort.

Lili lachte hell auf, und ihre Mutter, die eben unter der Thür erschien, bemühte sich, in die Heiterkeit ihres Kindes mit einzustimmen. Mutter Rosin dachte: „Jetzt ist's Zeit mit deinem Anliegen“ — und wickelte ihren Bogen aus dem Papier: „Ich hab' die Frau Verwalter nur bitten wollen,“ begann sie, „ob's Ihnen nicht unangenehm wär', mir heut meinen Lohn auszuzahlen — oder morgen, wie's der Frau Verwalter am besten paßt —“

Eine Pause entstand, dann meinte die kleine Frau in

erschrockenem Tone: „Was wollen Sie, Rosin? Ihren Lohn?“

Der Verwalter, der in diesem Augenblick in die Stube trat, fing das Wort auf.

„Ihren Lohn? Will diese Person auch noch ihren Lohn vorausbezahlt haben?“

„O nein,“ beteuerte Mutter Rosin, „entschuldigen Sie, Herr Verwalter, aber so eine Unverschämtheit könnt' ich mir in meinem ganzen Leben nicht erlauben; hier auf dem Bogen ist alles aufgeschrieben —“

„Der Lohn von früher?“ unterbrach sie der Verwalter. „Sind Sie verrückt? Ihr Lohn ist regelmäßig jeden Monat ausbezahlt worden, jeden ersten hat ihn die Frau bei mir geholt —“

Er schloß ins Nebenzimmer und kam mit dem Rechnungsbuch zurück: „Bei mir ist Ordnung, wissen Sie — da steht's und da und da — haben Sie's nun gesehen?“

Mutter Rosin schaute zu dem heftigen Manne auf, dann suchte ihr Blick die Verwalterin: „Die Frau Verwalter,“ stotterte sie, „wissen ja —“

„Was weiß sie? Was soll sie wissen?“ fuhr der Mann auf. „Ist hier etwas nicht in Ordnung?“ wandte er sich an die Frau.

Diese sah mehr einer Toten als einer Lebendigen gleich.

„Ich weiß nicht,“ stammelte sie, „weiß wirklich nicht —“

„Hast du den ausbezahlten Lohn denn nicht bescheinigen lassen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Aha,“ brauste er auf, „da ist wieder Unordnung im Spiel, und die hat diese Person benutzt — natürlich, wer Unredlichkeit unterstützt, der macht sich auch nichts daraus, selbst zu betrügen — ja wohl, starren Sie mich nur an, Betrügerin!“

Mutter Rosin stieß einen leisen Schrei aus und sank wie vernichtet in die Kniee; sie konnte nicht reden, nur die gefalteten Hände streckte sie der Verwalterin entgegen.

„Stehen Sie auf!“ herrschte sie der Mann an. „Weil Sie so einen ordentlichen Sohn haben, will ich Sie schonen — feinet halben, denn seine Bravheit macht mir Freude; aber kommen Sie mir nicht mehr unter die Augen. In meinem Hause gibt's für Unredlichkeit kein Verzeihen —“

Er ging, und Mutter Rosin richtete sich auf; ihr Blick war wie erloschen.

„Frau Verwalter,“ sagte sie, „der da oben weiß, was Sie gethan —“

Sie schwieg plötzlich, denn die Verwalterin lag völlig leblos in ihrem Stuhl, und Lili warf sich laut aufschreiend über sie hin.

Dies alles sah Mutter Rosin wie durch einen Schleier und wußte nicht, wie sie zur Thür hinaus und nach Hause kam.

Der Sohn fand sie des Abends auf dem Bänkehen neben dem Herd sitzend; es brannte kein Feuer, nicht die geringste Vorbereitung zu einer Mahlzeit war getroffen. Die noch am Morgen so rüstig aussehrende Frau sah wie eine Greisin aus.

„Mutter,“ schrie Steffel sie an, „was ist mit dir, Mutter?“

„Ja, ja,“ nickte sie, „'s ist alles anders geworden, als wir hofften. Ich komm' mit leeren Händen — sie hätten mich jeden Monat ausbezahlt — er hat's aufgeschrieben — ich sei eine Betrügerin —“

Es gab dem Steffel einen solchen Stoß, daß er taumelte.

„Ich bring' ihn um,“ kreischte er auf.

„Was fällt dir ein,“ wehrte die Mutter, „du, sei

ruhig, du, sei brav — es ist schon genug, daß eins eine Schmach tragt —“

Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand: „Mutter! Mutter!“

„Ja, ja, es war ein Tritt ins Leben, denn wohin wir uns auch wenden, und wenn wir uns die Füß' blutig laufen und die Seel' ausweinen, und die Händ' abringen — wir haben keinen Richter — wir haben keinen Richter —“

„Mutter, Mutter,“ unterbrach sie Steffel, „raff' dich auf —“

„Ja, wenn ich eine Thrän' weinen könnt', aber so versengt mir's Herz. — Ja, wenn wir einen Richter fänden in der weiten Welt —“

Die Nacht brach an. Mutter Rosin saß noch immer und redete und konnte sich nicht zurechtfinden. Steffel streichelte ihr von Zeit zu Zeit die Hand; nicht nur seine Hoffnungen waren ihm mit einem Schlag genommen — die Mutter, sein Halt, seine Stütze, brach vor ihm zusammen; er hatte die Empfindung: „jetzt komm' ich an die Reihe, jetzt muß ich stark sein —“

Er rüttelte die jammernde Frau am Arme: „Es ist dunkel, Mutter, willst du nicht Licht anstecken? Und essen müssen wir auch —“

„Wo soll denn noch ein Brocken hin,“ murmelte sie, „zu all dem Leid —“

Da steckte der Bursche die kleine Lampe selber an und machte Feuer im Herd; mit dem Kochen aber wußte er nicht Bescheid. „Mutter,“ bat er, die heiße Stirne gegen die ihre pressend, „ich bin hungrig.“

Nun fuhr sie auf: „Ach, ja, ach ja, es muß ja weiter gehen, du bist da!“

Sie ging zum Herd und kochte ihm die Suppe, aß

auch ein paar Löffel davon auf Steffels inständiges Bitten. Dann gingen die beiden zur Ruhe.

Das Leben in dem Häuschen der Witwe gewann nun einen ganz andern Anstrich; Mutter Rosin diente nicht länger, sie verbarrikadierte sich förmlich in ihrer Küche, um ja keinen Menschen sehen zu müssen. Die Frau des Werkführers kam und klopfte an ihre Thür; sie schickte ihre Kinder — es half nichts. Mutter Rosins Häuschen blieb verschlossen. Wie ein schwergetroffenes Tier zog sie sich in die Einsamkeit zurück, und ihre redbeligen Lippen verstummten.

Steffel wollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen, einen Rechtsanwalt nehmen, die ganze Welt mit seiner Empörung anstecken. Mutter Rosin litt es nicht, und der Sohn fügte sich. Der harte Schlag, der ihre fröhliche Seele verdüstert, wurde ihm zum Segen. Er hatte ruhig über seinen Maschinen gebrütet und nie einen Gedanken über das Wohl und Weh der Mutter verloren, und ob's auch nicht zu viel war, was sie um feinetwillen leistete und entbehrte. Mit dem Unrecht, das ihr geschehen, erwachte in ihm die Sehnsucht, es gut zu machen; er war es jetzt, der redete, während sie stumm blieb; unermüdblich spann er den Faden seines Gesprächs weiter, seine Vermutungen und Pläne, an denen sein Geist arbeitete, laut gegen die Mutter ausprechend. Und wenn die alte Frau den Kopf schüttelte, wenn sie ihn mit ihren müden, eingesunkenen Augen ungläubig anschaute, da wurde sein früher so spröder Mund nur um so beredter, und er hörte nicht auf zu wiederholen, daß er sein Ziel auch erreiche, ohne die Gewerbeschule besucht zu haben, daß er die feste Ueberzeugung in sich trage, seine Aufgabe im Leben zu erfüllen.

Er wurde allgemach zu einem großen bärtigen Menschen, der seine freien Stunden noch immer an dem kleinen Küchen-

tisch, über seinen Zeichnungen zubrachte. Die Lampe stand zwischen ihm und der emsig fließenden Mutter, von der nur der früh gebleichte Scheitel zu sehen war. Von Zeit zu Zeit schob ihr der Sohn das Licht näher, und sie schob es ihm wieder zurück. Nirgends war mehr eine Blume zu sehen in dem kleinen Küchenraum; Steffel, in dem Wunsche, das Fehlende zu ersetzen, hatte überall an den Wänden seine Maschinenentwürfe angenagelt. Auch im Gärtchen draußen sah's ganz anders aus; Mutter Rosin pflanzte jetzt Gemüse; eine Händlerin kam jeden Markttag in der Frühe und kaufte es der Witwe ab. Diese klagte dann wohl ihrem Sohn, wie schwer's doch sei auf der Welt, da man beständig auf seiner Hut sein müsse, um nicht hintergangen zu werden.

„Die Händlerin ist auch so eine, die nichts anderes träumt, als einen zu übervorteilen; überhaupt, wenn ich nur einmal vors Haus tret', jeder, der daherkommt, hat eine Bosheit im Sinn; man sollt' nicht alt werden, um nicht zu erfahren, wie schlimm's um die Menschen bestellt ist.“ —

Es war wieder einmal ein wunderschöner Spätsommerabend, als Steffel mit besonderer Hast über die Schwelle der kleinen Küche trat, die Thür weit hinter sich offen lassend.

„Geh, mach' zu,“ sagte die Mutter, „ich mag' die Sonn' nimmer leiden —“

„Aber mir ist's zu eng, Mutter, ich erstick' sonst — ich hab' dir was zu sagen —“

Sie seufzte, wie jemand, der denkt: was wird's sein — und trieb ihr Geschäft weiter.

Steffel lehnte unter der Thür und schaute in die weite Ebene, hinter der die Sonne untertauchte. Dann wandte er den funkelnden Blick der Mutter zu: „Bist du denn

gar nicht neugierig? Früher hat dich doch jeder Stein interessiert, den man in der Tasch' hatte — und jetzt — jetzt hab' ich's erreicht, Mutter — ich hab's ihnen vorlegen können, wie dieselbe Maschin' sechs Spindeln zugleich treiben kann, statt einer; der Direktor hat mich kommen lassen, das Patent ist mir sicher, und dann geht's auf die Gewerbeschul' — hurra! — aber so freu' dich doch, Mutter —“

„Ja, wenn's sicher wär',“ murmelte sie, „irgendwo lauert immer der Fuchs; schau, daß dich der Jammer nicht gar so hart trifft, halt's lieber mit mir und verlaß dich auf nichts; von der Höh' fallen, ist's ärger!“

Sie zündete die Lampe an und schloß die Thür, und Steffel würgte mißmutig sein Essen hinunter und sprach nichts mehr.

Wie hatte er gearbeitet, mit allem Sinnen und Denken auf dies eine Ziel hin, und nun, wo war die Freude?

Es klopfte, und Steffel fuhr aus seiner Versunkenheit auf und rief herein.

„Das hättest du nicht thun sollen,“ schalt ihn die Mutter, „es braucht niemand zu mir hereinzukommen.“

Die Thür hatte sich geöffnet, langsam und zögernd, ein junges Mädchen trat über die Schwelle.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr,“ sprach sie in zitterndem Tone, einen Schritt nähertretend, „ich heiße Lili Berger — o Mutter Rosin, verzeihen Sie uns!“

Sie schluchzte laut auf, während Steffel mit leichenblassem Gesicht auf seine Mutter starrte, die wie eine Bildsäule da stand, mit hochgehobenem Haupte.

Eine Pause entstand, nicht länger als eine Minute, aber während dieser durchkosteten diese drei Menschen die Qualen einer Ewigkeit.

Mutter Rosin war's, welche das Schweigen mit den Worten unterbrach: „Was haben Sie da gesagt?“

Das junge Mädchen nahm die Hände von dem blassen, feinen Gesicht: „Lili Berger bin ich — ich war damals dabei, als Ihnen das schreckliche Unrecht zugefügt wurde — ich habe darunter gelitten, viel, viel mehr als Sie — glauben Sie mir —“

„So haben wir einen Richter gehabt,“ murmelte Mutter Rosin, „hörst du's, Steffel, wir haben einen Richter gehabt!“

Lili trat an den Tisch heran, auf den sie einen Bogen Papier und einen Beutel legte: „Das ist der Zettel, Mutter Rosin, und das sind Ihre zweihundert Mark. Die Mutter ist gestorben; sie hat's kaum ein Jahr überlebt; ich habe ihr auf dem Totenbett versprochen, gut zu machen, was sie Ihnen angethan — nicht aus Schlechtigkeit, Mutter Rosin, aus Furcht vor dem Vater; sie hat mich gebeten, es ihm zu sagen, nach ihrem Tod — aber ich hab's nicht übers Herz gebracht — bis jetzt — und besonders — der Vater hat sich wieder verheiratet. Da machte ich mir's zur Aufgabe, das Geld selber zusammenzuerbienen, und das ist nun geschehen durch Klavierstundengeben. Ach, Mutter Rosin, die Ihnen das Unrecht zugefügt hat, war noch viel schlimmer dran als Sie; von der Stunde an, daß es geschehen war, hat meine arme Mutter keinen frohen Augenblick im Leben gehabt; es wurde nie darüber gesprochen, aber sie ahnte wohl, daß ich's wußte, denn oft hat sie mich unter Thränen gefragt: ‚Kannst du mich denn noch lieb haben, Kind?‘ Und ich habe es gekonnt — ich habe sie so unfäglich lieb gehabt — viel tausendmal lieber als den Vater, der gewiß nie ein Unrecht gethan im Leben — aber auch nie eines verzeihen könnte. Darum, Mutter Rosin, stell' ich es Ihnen anheim — muß ich's dem Vater sagen? Wollen Sie, daß ich es thue?“

Die alte Frau hatte schon einigemal versucht, etwas zu sagen, brachte es aber nicht zu stande. Auf Lilis Frage

wehrte sie nur lebhaft mit den Händen und barg dann aufschluchzend das Gesicht in die Schürze.

So vergingen einige Minuten. Lili wollte noch etwas sagen, sie wollte Abschied nehmen. Mutter Rosin weinte und hörte auf nichts.

Da wandte sich das junge Mädchen zu Steffel und reichte ihm die Hand: „Sie haben mich immer so wütend angesehen, als wir noch klein waren,“ sagte sie, „jetzt sind Sie der Glückliche, glauben Sie mir —“

Im nächsten Augenblick hatte sie die Stube verlassen.

Steffel starrte die Thür an und saß wie im Traum. Glücklich sollte er sein? Die Last war freilich von ihnen genommen, aber waren die Schultern, die sie davontrugen, nicht viel, viel zu zart für solches Leid?

Nie in seinem Leben hatte ihm das Herz so weh gethan wie in diesem Augenblick; er vergaß sich und schluchzte auf wie ein kleines Kind; da schaute die Mutter in die Höhe und reichte ihm die Hand über den Tisch. So saßen sie über eine Stunde und sprachen nicht; an das Geld auf dem Tisch dachte keines.

Der andre Morgen fand diese beiden Menschen in der eigentümlichsten Verfassung; eine geheime Scheu schien sich ihrer bemächtigt zu haben, daß sie sich fortwährend geflissentlich aus dem Wege gingen und vermieden, miteinander zu sprechen. Nichts andres als Mitleid war's mit dem unglückseligen Kind, durch dessen Mutter sie elend geworden, was ihnen den Mund schloß. Als sie jedoch im Laufe der Zeit bemerkten, daß keines von ihnen im Sinn hatte, ein Verdammungswort auszusprechen, fiel's ihnen wie eine Last vom Herzen. Besonders Mutter Rosin gab sich voll und ganz dem Glück ihrer inneren Befreiung hin. Wie eine Pflanze, die lange im Schatten gesiecht und endlich wieder dem Sonnenlicht zurückgegeben war, so blühte sie auf.

„Ich weiß gar nicht, Steffel,“ meinte sie eines Tages, „wo ich nur meine Augen gehabt; wem ich begegne, wer vorübergeht, 's schaut mich alles so freundlich an; soviel ist gewiß und hab' ich erfahren — wie man in den Wald schreit, schreit's wieder heraus, sagt der Apostel Paulus. Falls es aber der Abschied sein sollt', der dich so kopfhängerisch macht, laß dir's gesagt sein, Steffel, ich setz' jezt einen Blumenhandel ins Werk, und das müßt' kurios zu gehen, wenn der mir nicht gedeihen sollt' —“

In der That, er gedieh, und Steffel hätte alle Ursache gehabt, sorgenfrei seine Reise anzutreten. Als er jedoch mit seinem Rucksack vor der Mutter stand, bemerkte diese, daß ihm noch etwas andres auf der Zunge schwebte, als bloß das Abschiedswort. Zweimal hatte er ihr die Hand fast aus dem Gelenke geschüttelt, sein Gesicht war dunkelrot, in seinen Augen flimmerte es von verhaltenen Thränen. Mit eins drehte er die Mutter um und flüsterte ihr von hinten ins Ohr: „Sie ist unglücklich — sei gut zu ihr, Mutter —“ und fort war er.

Mutter Rosin kannte ihren Steffel; sie wußte, das Erdreich seines Herzens war kein lockeres, das einmal Erfaste wurzelte da fest. Sie hatte nun plötzlich allerlei in der Stadt zu besorgen und hatte gar bald die Wege inne, die Lili zwischen ihren Stunden beging. Erst wurden hin und wider Worte gewechselt, es folgten längere Gespräche, nach denen man sich ungern trennte. Schließlich saß Lili auf Steffels Platz in der kleinen Küche, und ihre, im Anfang seltenen Besuche arteten mit der Zeit in regelmäßige Sonntagnachmittagsbesuche aus.

Da hatte die alte Frau Gelegenheit, ihren Mütterlichkeitshang recht nach Herzenslust anzubringen, denn diese, unter der Last ihrer Aufgabe halb erdrückte Menschenblüte forderte ihr ganzes Erbarmen heraus. Aus dem kaum

zwanzigjährigen Geschöpf, mit den feinen, zarten Gesichtszügen sprach ein verbittertes, unzufriedenes Gemüt, dem alle Jugendlichkeit abhanden gekommen war.

„Das Beste ist,“ erklärte sie Mutter Rosin, „nicht zu denken. Ich begreife, wie sich Leute, die Zeit zum Denken haben, das Leben nehmen können. Es ist eine Last: wo ich hinkomme, ich sehe nur Familienjammer und Elend, und nichts ist mir so merkwürdig, als Ihre Heiterkeit, Mutter Rosin —“

Die Alte nickte: „Ich muß viel nachholen jetzt, um's gut zu machen, daß ich einmal so kleinmütig war. Du lieber Gott, ich hab' in demselben Haus gewohnt, derselbe blaue Himmel war über mir, und die Leut' haben mir gerad' so freundlich ihren guten Tag geboten, wie jetzt; weil ich aber vergrämt war und verbittert, hab' ich jeden Apfel, den Gott wachsen ließ, für einen Gallapfel gehalten; 's kommt nur auf die eignen Augen an, sagt der Apostel Paulus. Da hat der Steffel geschrieben, daß sich ein großer Fabrikherr für ihn interessiert und es ihm ermöglicht hat, daß er neben der Gewerbeschule auch noch einige Stunden im Tag in die Gelehrtenschul' gehen kann; da sitzt er nun neben zwölfjährigen Buben, rennt sich zwischen den Stunden die Lunge ab und schreibt: „Ist das ein Glück, Mutter!“

„Es ist auch eins,“ versicherte Lili, „denn er weiß, für wen er arbeitet, wie seine Mutter auf ihn hofft, auf ihn baut. Ich dagegen renne wie ein herrenloser Hund von einer Stunde in die andre — ob ich diese Stunden gebe oder nicht — ob ich früh nach Hause komme oder spät — niemand fragt danach, niemand braucht mich. — Ja, wenn meine Mutter am Leben geblieben wäre! Aber nicht einmal die Erinnerung an sie ist mir ungetrübt, denn ich kann nur immer eins denken und versuchen — ihre That mit ihrem Wesen in Einklang zu bringen —“

„Nur abwarten,“ sagte die alte Frau, „man lernt alles verstehen, wenn man aufmerkt“ — und Lili bei der Hand nehmend, führte sie sie hinaus in den Garten.

„Da hab' ich einen Rosenstock in voller Blüte; ist's nicht ein Staat und eine Freud', ihn anzusehen? Was er mir wert ist, ich kann's gar nicht sagen; aber eine, zwei verkommene Blüten hat er doch auch, eine Knospe, die verfault ist, eine, die der Wurm angefressen hat. Ja, glauben Sie denn, daß mir deshalb der Stock weniger lieb ist? Und gerad' so, denk' ich, ist's mit den Menschen; wir sind auch nichts andres als Gewächse, denen's da und dort fehlt. Aber danach fragt die Lieb' nicht, denn, sagt der Apostel Paulus, sie erträgt und übersteht alles —“

„Das war ein gutes Wort,“ rief Lili aus, „eines, das ich nie vergessen werde, Mutter Rosin —“

„Nur 's Lachen müssen Sie mir noch lernen,“ meinte die alte Frau, „es thut einem weh, so ein junges, ernstes Gesicht —“

„Es kommt vielleicht noch,“ beruhigte sie Lili, „denn von Natur bin ich eigentlich heiter, es sind mir nur die Augen über so vieles zu früh aufgegangen. So hatte ich mir's zur Aufgabe gemacht, immer rückhaltlos wahr zu sein, nie in meinem Leben etwas zu verheimlichen. Und nun mußte ich erfahren, daß der Vater, den die kleinste Unredlichkeit empört, der immerfort das Wort Wahrheit im Munde führt, nichts weniger als die Wahrheit ertragen kann. Wird aber dadurch die That meiner Mutter nicht um vieles entschuldbarer, denn ist es unter solchen Verhältnissen nicht begreiflich, daß eine schwache Natur aufs Verheimlichen verfällt?“

„Natürlich,“ erwiderte Mutter Rosin, „wer gleich zuschlägt, muß sich darauf gefaßt machen, daß man ihm nicht mit dem Gesicht entgegenkommt; wenn's regnet, spannt

man den Regenschirm auf, sagt der Apostel Paulus. Aber da hat der Steffel geschrieben, jetzt ist er in Amerika mit seinem Fabrikherrn, und überall ist seine Erfindung gut aufgenommen worden; kommt er zurück, soll er als Werkführer in die Fabrik seines Brotherrn eintreten. Daß er so trocken und kurz schreibt, das meint er im Innern ganz anders. Wenn er nur einmal eine Frau kriegt, die ihn versteht, auch wenn er schweigt. Besser, gut gehenkt, als schlecht verheiratet, sagt der Apostel Paulus; wie man sich's aber einbrockt, so muß man's ausessen; meine einzige Sorg' war nur, daß der Steffel nichts von der rohen Art seines Vaters merkt; einmal ist's aber doch passiert, daß er dazu gekommen, wie mich der Mann mißhandelt hat. ‚Vater, Vater,‘ hat er geschrieen, ‚laß die Mutter gehen, bring' mich um —‘

„Und so verzweifelt hat er sich angestellt, daß ich ihn ein paar Nächt' im Bett hab' halten müssen, so plagte ihn das Phantasieren. Da hab' ich's erfahren, was für ein goldnes Herz der Bub' hat, und wie er an mir hängt. Drum kann's mich auch nicht anfechten, daß er nur wenig' Worte macht, oder zuweilen unfreundlich und grob thut. Er schämt sich, daß er weich ist, und ich thu', als merk' ich's nicht. Da meint er nun, ich solle zu ihm in die Stadt ziehen und ihm den Haushalt führen — ich simple Frau, die nie einen Hut auf dem Kopf gehabt! Ich hoff' zu Gott, er kriegt die Frau, an die er sein Herz gehängt, denn der Steffel, das ist keiner, der heut' nach einer Blonden schaut, und morgen nach einer Schwarzen, das können Sie mir glauben, Fräulein Lili —“

Diese kam immer in große Verlegenheit, wenn Mutter Rosin von ihrem Sohn anfang; die Augen der alten Frau schienen dann gleichsam die Seele des jungen Mädchens durchbohren zu wollen, daß es sich am liebsten in den Erdboden verkrochen hätte.

„Da schauen Sie einmal her,“ fuhr Mutter Rosin ohne alle Barmherzigkeit zu sprechen fort, indem sie Lili eine Photographie des Sohnes in die Hand legte, „was für ein stattlicher Herr er geworden ist! Groß und breit-schulterig, mit dunklem Vollbart — ein Fabrikbub, der er war —“

„Nur die Augen sind noch die gleichen,“ bemerkte Lili, über das Bild gebeugt, „Ihre Augen, Mutter Rosin —“

Von draußen ließen sich Tritte auf dem Kiesweg des Gärtchens vernehmen. Im nächsten Augenblick flog die Thür auf, und derselbe Mensch, wie auf dem Bilde, groß, breit-schulterig, mit dunklem Vollbart und einem Paar leuchtenden blauen Augen, stand auf der Schwelle. Er wollte etwas sagen, brachte es aber nicht zu stande, — konnte nur die heftig zitternden Hände nach der Mutter ausstrecken. Diese nahm sich mit aller Gewalt zusammen: „Du bist ein wenig lang fortgeblieben,“ meinte sie in leise bebendem Tone, „säumige Kinder gehören gescholten, sagt der Apostel Paulus.“

Aus Steffels Kehle rang sich etwas, das ebenso gut für ein Schluchzen, als für ein Lachen gelten konnte. Plötzlich blickte er in die Höhe: aus dem Halbdunkel der Küche tauchte ein blasses, feines Antlitz auf, ein paar rasche Schritte ließen sich hören, dann öffnete sich die Thür und ward wieder geschlossen.

„Es ist Lili,“ sagte Mutter Rosin.

„D,“ rief Steffel aus, „sie soll nicht gehen —“

Er war schon draußen, sah niemand, blickte rechts, blickte links — ja dort, dort im Dunkeln stand eine Gestalt an einen Baumstamm gelehnt und weinte. Er war an ihrer Seite: „Warum weinen Sie?“

Sie schrak zusammen: „Ich — nein, nein, es ist nichts — ich habe nur zum erstenmal — was man Glück nennt — gesehen —“

Er nahm ihren Arm und führte sie auf die mondbeschienene Landstraße.

„Ich weiß nicht, ist es die Nacht, die mir Mut gibt, sind es Ihre Thränen, aber ich fühl's, dies ist der Augenblick, der mir gegeben ist, und ich darf ihn mir nicht entgehen lassen; morgen schon bin ich vielleicht stumm und ungeschickt, nicht im stande, das rechte Wort zu finden. Lili, mir ist, als gehörten wir zusammen; seit Ihre Hand in der meinen gelegen, hatt' ich keine andre Sehnsucht mehr, als sie mir zu verdienen. Die Mutter schrieb in jedem Brief von Ihnen, daß mir ist, als kenne ich Sie genau. Sie freilich kennen mich nicht, und die Hand, die ich Ihnen biete, ist hart und derb, eine Arbeiterhand — vielleicht aber —“

„Wer bin ich denn, daß Sie so zu mir sprechen,“ unterbrach ihn Lili, und bemühte sich umsonst, ihren Thränen Einhalt zu thun, „haben Sie denn vergessen —“

„Ich weiß nur eins — Sie sind mir zum Leben nötig —“

Mutter Rosin war eben mit der Zubereitung des abendlichen Mahles beschäftigt, als sich die Thüre öffnete und ein verklärtes Paar über die Schwelle trat.

Die alte Frau fragte nicht lang, sondern sprach unverzüglich, indem ihr ein paar dicke Thränen über die Wangen liefen: „Unser Herrgott hat alle Taschen voll, und seine Erde ist kein Jammerthal, sagt der Apostel Paulus.“

Neunter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Silon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Ketscherbrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinsau, Auf steinigem Pfaden.
- 17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairat, In guter Gut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serrao, Giovanniino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebeätraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Mäwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillo's Gut.
23. Schulz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyl's Brautwerbung.

Elfster Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Boek, Emsfon und Dektla.
11. Jökai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. deAmicis, Eine Schutragödie.
16. Garraden, Schiffe, die nichts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. deBerkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Säger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleierinnen.
3. Ottolengui, D. Rameenknoyf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Rebange!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Nagelhaarehaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Bussé, Jugendfürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Forst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aker.

Dreizehnter Jahrgang.

Villa Falconeri. Von R. Voß. 2 Bde.
Mit wahrhaft herausfordernder Glut der Schilderung zaubert uns der berühmte Dichter in seinem prächtigen Roman den Frühling der Campagna di Roma und des Albanergebirgs mit seiner märchenhaften Blumenfülle vor Augen, und mächtig ergreift uns das Schicksal der Menschen voll echter Leidenschaft, die er in dieser großartigen, stil- und stimmungsvollen Umgebung lieben und leiden läßt.

Die Tochter des Abgeordneten. Von Georges Ohnet.

In diesem fesselnd geschriebenen Roman bietet Ohnet's vielseitiges und fruchtbares Talent eine seiner reifen Früchte. Die große Schar der Freunde und Verehrer des gelehrten Erzählers wird dieses Buch namentlich auch darum noch vermehren, weil es sich auch zur Lectüre für junge Mädchen eignet.

Die Siegerin. Von Hans Hopfen.

Einem neuen Buche von Hans Hopfen können wir keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben als die, daß es ein „echter Hopfen“ ist.

Eine dritte Person. Von B. M. Crozer. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Ein Abglanz der Sonne Indiens, dem Schauplatz der meisten Crozer'schen Romane, durchwärm't und verklärt gleichsam die Geschehnisse dieser mit Recht so beliebten Erzählerin und verleiht ihnen einen romantischen Schimmer, der den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt.

Flederwisch's Heirat. Von Gyp. Aus dem Französischen.

Die Heldin dieser Geschichte, der „Flederwisch“, ist ein entzückendes Geschöpfchen, dessen köstliche Naivität und neckischer Humor wahrhaft herzerquickend wirken.

Eine internationale Ehe. Von Madame Bigot. Aus dem Englischen.

Ein glücklich gewählter Stoff, ein interessantes, gut beobachtetes Milieu und eine reich beweatete Handlung vereinigen sich in diesem flott geschriebenen Roman zu einem wohlgefügten, wirkungsvollen Ganzen.

Sich selber treu. Von M. Gerbrandt. 2 Bände.

Warmherzige Menschen von reich entwickeltem Gefühlleben treten uns in diesem hochgestimmten Roman entgegen, in dem sich die begabte Verfasserin als eine Seelenkennerin von feiner poetischer Empfindung und abgeklärter Kunstanschauung erweist.

Islandfischer. Von Pierre Loti. Aus dem Französischen.

Mit der Einreibung von Loti's berühmtem Roman, diesem Hohenlied der See und der Liebe, in unsre Sammlung erfüllen wir einen Wunsch vieler unsrer Leser.

Katzmädel- und Altweimarische Geschichten. Von Helene Schläu.

Wahre Rabinettstücke stimmungsvoller Kleinmalerei und gemüthvollen, schalkhaften

Humors sind auch diese neuen Schläu'schen Katzmädelgeschichten, in denen wir einen Hauch aus Weimars großer Zeit verspüren.

Die weißen Felsen. Von Edouard Rod. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein vorzügliches Buch von ernstem Grundton, reich an Gedanken und fein beobachteten Zügen, dabei von hoher künstlerischer Wahrheit.

Der Herr Stationschef. Von Karl von Heigel.

Eine der besten Arbeiten Heigels. Das Drama, das sich zwischen vier Wänden abspielt, kommt in tausend Familien vor, ist aber darum nicht minder erhellend und beherzigendswürdig. Die überraschende und doch einzig richtige Lösung ist in ihrer Knappheit und Wucht von größter Wirkung.

Ein Reiseabenteuer. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen.

De Berkeley ist eine ganz für sich stehende literarische Erscheinung, ohne jede Anlehnung an eine bestimmte Richtung. Daß er aber fesselnd und originell zu erzählen weiß, dafür liefert die vorliegende spannende Geschichte mit ihrem geschnitzten Reiz den vollgültigen Beweis.

Die Heze von Harlem. Von Col. Richard Henry Savage. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Das starke und urwüchsigste Talent des Verfassers von „Meine offizielle Frau“, der es wie wenige versteht, den Leser in atemloser Spannung zu erhalten, befindet sich auch in der „Heze von Harlem“, einem Roman von überaus bewegter und dramatischer Handlung.

Königstigerin. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.

Nicht mit dem Maßstab fälscher nordischer Gefühlsmüchternheit will diese Dichtung des berühmten Verfassers gemessen sein. Robert auch fälschlich Feuer in seiner Schilderung einer dämonischen, verzehrenden Leidenschaft, so weiß doch italienische Grazie überall die ästhetische Grenzlinie zu respektieren.

Selbstbestimmung. Von J. S. Boyesen. Aus dem Englischen.

Dat auch der kürzlich verordnete Norweger in der Sprache seiner amerikanischen Adoptivheimat geschrieben, so hat er sich doch seine standnahe Eigenart bewahrt. Allem Sensationellen abhold, legt er den ganzen Nachdruck auf die Herausarbeitung der Charaktere, die ihm denn auch meisterlich gelingt.

Frost im Frühling. Von Georg Mengs. 2 Bände.

Warmfühlende Menschen, geistige Naturen sind es, die wir in diesem Roman, einem Rüstlerroman, kennen lernen, der den Leser neben einer packenden Handlung durch psychologische Vertiefung und große Frische der Darstellung interessiert und fesselt.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

und Leben ist un-
schalkhaften Humo-
r gibt.

Sidney Luska
2 Bände.

h freundlichen Humo-
r in dem harten Weg
Paars durch schwe-
rungen zu endl-
and ohne innige Zeit
Befriedigung lesen.

ber steht als seine

B. M. Croker
2 Bände.

inbische Romane e-
berbienten wachse-
nicht zum wenigste-
r verdanken, wom-
einen Schwächen d-
weiß.

. Von Brada
en.

nan. Die Dame, d-
en Brada verbirg-
ende Geschichte ein-
sen Frau mit eine-
stigen Lebemann.

Helene Böhla
sprängte künstleris-
art sich in den ju-
die in diesem Ban-
glücklichste. W-
erlebt, was sie u-
r zu erzählen we-

on S. W. Robin-
slichen.

isch erzählte Krim-
ntwicklung man u-
folgt.

Von Alexand-
rts. 2 Bände.

oman hat der fri-
e Höhe seines R-
prache ist herb u-
Charakteristik u-
ig zeigt sich die Re-

Von D. Ch

murray. aus dem Englischen.

Wir haben lange keine so frische und lust-
Geschichte gelesen. (Standarb.)

Das Geständnis. Von Henry Gr-
ville. Aus dem Französischen.

In höchst dramatischer, spannender We-
wird hier eine Familientragödie geschilder-
deren Opfer unsere Teilnahme in hoch-
Maß erregen.

ruption. Von Percy White. A-
in Englischen. Zwei Bände.

in zeitgemäßes Sittenbild, wie
lehrer, scharfer und ergreifender selbst
zeichnet worden ist.

oer, teils in Frankreich, teils in amerika-
nischen Westen spielend, eine Fülle von
interessanten Bildern darbietet.

Gauner-Ehre. Von C. J. Cutcliffe
Syne. Aus dem Englischen.

Eine höchst originelle, von Leben sprühende
Abenteuergeschichte, die sich durch seine Be-
obachtung und flotte, künstlerische Darstellung
weit über's Gewöhnliche erhebt.

Liebe und
de Um-

Was
Wolf
besitzt

